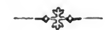
Chapelle Gaugain.



Roman in zwei Abtheilungen

von

Aline von Schlichtkrull.

Erste Abtheilung:

Der Cardinal von Richelieu.

Vierter Band.



Görlitz.
Heyn'sche Buchhandlung (E. Remer).
1855.

Der
Cardinal von Richelieu.

Roman

von

Aline von Schlichtkrull.

Vierter Band.



Görlitz.
Heyn'sche Buchhandlung (E. Remer.)
1855.



Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

„Bleib' ihm ergeben, Herz,
Und traure mit ihm, bis er ausgetrauert!"
Stöber.

Oftmals im Leben ist die Schwäche des Menschen seine größte Wohlthäterin. Wahnsinn wäre, bei der Wucht von Schmerz, der starke Naturen meist so beharrlich heimsucht, das unausbleibliche Loos, wenn nicht das Leid ihren sich dagegen steifenden Willen lähmte, bevor die hereinstürmende Qual sie mit einem Male bricht. Die Königin war an jenem Abend ewigen Abschieds besinnungslos in ihre Gemächer des Louvre zurückgetragen worden, und ihre Ohnmacht allein rettete sie vor Raserei. Als sie erwachte, war ihr nichts als das Bewußtsein unendlicher Leere über einer unendlichen Zertrümmerung geblieben. Aber die Seele des Menschen hat einen horror vacui, gleich wie die leblose Natur.

Anna von Oestreich hatte keine Wahl, als die Vergangenheit hinter sich zu werfen, und sich ein Streben für die Zukunft aus den Trümmern des Gewesenen aufzubauen; und diese Zukunft konnte nur der Vernichtungskampf gegen die Macht jenes Menschen sein, an dessen Leidenschaften die ganze Erndte ihres Daseins zu Grunde gegangen war.

Wenn man elend ist, hat man niemals Unrecht; die Thatsache, daß man leidet, rechtfertigt vom menschlichen Standpunkte aus jegliches Beginnen. Welchen Grund hat der Unglückliche, die Tugend zu ehren, die ihn nicht vor dem Sturz bewahrt? — welchen Grund hat er, gerecht zu sein, wenn ihm die Gottheit selbst Gerechtigkeit versagt? Anna von Oestreich war so unglücklich, daß sie für ihr Schicksal Ehrfurcht forderte. Sie fühlte die Gesunkenheit ihrer eigenen Natur, zugleich aber auch, daß dieselbe dem verhärtenden und entsittlichenden Einfluß ihres hoffnungslosen Unglücks entstammte. Den Gedanken der Hoffnungslosigkeit vermag jedoch der Mensch nicht zu tragen; Anna lechzte nach Freiheit und Erhebung. Ihre Freiheit aber lag in dem Untergange Richelieu's; sie mußte also suchen, ihn zu stürzen. Nicht Wunsch allein — Nothwendigkeit erzeugte den Entschluß.

Die Gelegenheit zu seiner Ausführung bot sich

von selbst. Der Graf von Soissons war nach jenem unglücklichen Duell, welches de Broc in die Bastille brachte, nach Sédan zu dem von jeher aufrührerischen Herzog von Bouillon geflüchtet; entschlossen, sich ein letztes Mal an den Umsturz des Kolosses Richelieu zu wagen. Anna von Oestreich hatte geschworen, dieses Unternehmen mit Blut und Leben zu unterstützen, und hatte deßhalb, durch Vermittelung der verbannten Herzogin von Chevreuse, mit ihrem Bruder, dem König von Spanien, Beziehungen angeknüpft, welche nichts Geringeres, als eine bewaffnete Unterstützung der Rebellen zum Zwecke hatten. Philipp hatte bereits zu viel durch Richelieu gelitten, als daß er nicht begierig die Gelegenheit ergriffen hätte, sich an dem Manne zu rächen, der seine Monarchie beinahe bis zum Umsturz gebracht; aber alle seine Kräfte wurden so sehr in Anspruch genommen, daß zwei Jahre und darüber vergingen, bevor er an ein thatsächliches Eingreifen in die, im Innern Frankreichs gährende Empörung zu denken im Stande war.

So lebhaft auch der Haß war, welcher die Prinzen von Sédan zum Handeln trieb, so hatten sie doch keine genügende Macht, um ohne die Hülfe Spaniens einen Hauptschlag zu wagen. Sie waren weise, und zogen es vor, ihren Plan in der Stille reifen zu

lassen, um unterdessen durch Aufwiegelung der ärmeren Provinzen und Attentate gegen die Person des Cardinals insgeheim auf die Vernichtung desselben hinzuarbeiten. Aber die Empörungen wurden schnell gedämpft — die Verbrecher gegen die Person des Ministers lautlos und streng gestraft, und Jene erreichten nichts, als daß Neid, Tücke und Gehässigkeit mehr und mehr die Gemüther verbitterten. Am Hofe selbst war scheinbar wenig verändert. Um jeden Verdacht von sich abzuwenden, lebte die Königin eingezogen, mit Andachtsübungen und ihren heimlichen Correspondenzen beschäftigt; der König jagte, musicirte und trieb Politik, sich und Andern zur langen Weile.

Nur eine Person durfte sich rühmen, nächst Richelieu der Mittelpunkt der allgemeinen Theilnahme geworden zu sein; es war Carlotta Andarini, die zur Favorite des Königs erhobene italienische Tänzerin. Carlotta hatte auf Wunsch Ludwig's XIII. das ehemalige Hotel des Grafen von Soissons bezogen und ward daselbst dem Range einer französischen Edeldame gemäß unterhalten. Es geschah auf Veranlassung des Cardinals, ohne Geheimniß, als Ausdruck der Theilnahme, die das königliche Herz Ludwig's des Gerechten für die schuldlose Wittwe seines früheren Günstlings fühlte; überdies behauptete der Cardinal,

daß der König von Frankreich viel zu hoch stehe, um irgend eine seiner Handlungen verschleiern zu müssen. Ja, den Botschaftern der fremden Mächte ward die Thatsache in aller Form mitgetheilt, mit dem Bemerken, daß sie dieselbe als völlig beglaubigt an ihre respectiven Höfe berichten könnten.

Denn in der That war es so weit gekommen, daß eine Intrigue dieser Art für Europa ein Gegenstand der Furcht und Hoffnung ward, sobald Richelieu's Interessen dabei betheiligt waren. Ein Nichts, das die Wagschale seiner Gunst hob oder senkte, ward zu einem Ereigniß von unberechnenbarer Folgenschwere. Vor Kurzem war die Kunde von den, zwischen Ludwig und seinem Minister obwaltenden Mißverständnissen, tiefe Spuren hinterlassend, durch die Welt geflogen; jetzt ergab Ludwig sich einer schönen Frau, einer Tänzerin des Cardinalpalastes, also einer Creatur des Cardinals, und folglich war Richelieu gerettet. Ludwig XIII. hatte nämlich die Fähigkeit, sich einem Menschen so völlig und eigenthümlich hinzugeben, daß ein erklärter Günstling Alles über ihn vermochte und für den Augenblick jeden andern Einfluß ausschloß. Der Grund davon lag in keinerlei Ueberzeugung oder Innigkeit des Gemüths, sondern in dem Neigung und Abneigung gleichmäßig beherrschenden Eigensinne seiner

Natur. Ihn zu beherrschen, gab es kein besseres Mittel, als sich seines Günstlings zu versichern; es war also ein Meisterstreich der Politik des Cardinals, dem Könige eine von allen Andern abgetrennte Favorite gegeben zu haben, deren Reich, allem Anschein nach, lange dauern mußte.

Aber das Verhältniß mit der Andarini war nicht das erste dieser Art im Leben Ludwig's XIII., und die scheinbare Unschädlichkeit desselben täuschte die Leute von Einsicht nicht. Man hörte oft genug, daß der König den Minister nur dulde, weil dieser ihn durch die Neigung zu der Andarini zu beschäftigen wisse, und nahm deßhalb nur eine neue Gelegenheit, Steine auf ihn, in seiner Eigenschaft als Priester und Mensch, zu schleudern, obschon man wußte, daß die Liebe Ludwig's XIII. keine Klippe war, an der die Tugend eines Weibes unterging.

Ludwig XIII. war keusch in Folge sklavischen Gewissenszwanges und einer kränklichen Phantasie. Er hatte Ahnungen von Leidenschaften und war fähig, in einer Art von mönchischem Cultus zu erglühen; er hatte auch Regungen von Sinnlichkeit, aber sein verdüstertes Gehirn begriff sie nicht. Er sah die Andarini Tag für Tag. Von einigen Kammerherren, zuweilen selbst von seinen Ministern begleitet, unter-

hielt er sie Stundenlang von gleichgültigen Dingen, und verabschiedete sich dann so ruhig wie er gekommen. Das hatte sich durch zwei volle Jahre hindurch wiederholt; endlich begann es den Hof zu ermüden und die Favorite ebenfalls. Auf diese Beobachtung gründete sich ein Gedanke: daß nämlich der Andarini gleichgültig sein könne, wessen Interessen sie bei Ludwig XIII. vertrete, falls es nur möglich sei, ihr eine andere Stellung und ihrem Verhältniß zum Könige eine andere Färbung zu verleihen.

Der arme König lebte unterdessen in einem Zustande fortwährender Qual. Unheilbar in seinem Herzen schwärten die ihm durch Richelieu geschlagenen Wunden, und er trug ihm keine Rechnung dessen, was Andere dazu beigetragen, sie zu vergiften. Zum Tod gereizt durch den während eines Menschenlebens ausgehaltenen Druck, müde des Daseins, der Macht bis auf den Namen beraubt, hatte er an den Sturz eines Systems, durch welches er so sehr gelitten, bisweilen nicht ohne heimliches Wohlgefallen gedacht. Mit der Gleichgültigkeit eines Sterbenden, der nichts mehr wünscht, als daß seine letzte Stunde ruhig sei, ließ er die Prinzen von Sédan gewähren, nicht ohne die sonderbare Schwäche, Richelieu wiederum häufige, heimliche Warnungen vor ihren Plänen zugehen zu lassen.

Vielleicht glaubte er, sich selber unbewußt, an Richelieu's Unbesiegbarkeit, und betrachtete die oft schon gescheiterten Unternehmungen ähnlicher Aufrührer wie Pagenstreiche, von vielem Geräusch und unbedeutenden Folgen. Dennoch aber wagte Mancher zu hoffen, daß der König schließlich selber zur Theilnahme an der Verschwörung vermocht werden könne — ein Vortheil, der bei der Macht des Ministers zwar noch keine Bürgschaft für den Sieg enthielt, der aber das Recht auf ihre Seite brachte. Der Erste, welcher diese unsterblichen Gedanken auszusprechen gewagt, war Niemand anders als der eigene Beichtvater des Königs, der Pater Caussin, Jesuit. Er war ein kleiner Mann von sonderbarem Ansehen mit grünlich blassem Gesicht und verschmitzten Augen.

Dieser Pater war von der allgemeinen Krankheit der königlichen Beichtväter ergriffen. Er besaß einen maßlosen Ehrgeiz, haßte demzufolge den Cardinal, und war mit dem Herzog von Orleans und allen Unzufriedenen ein Herz und eine Seele.

Obgleich der König sich, vermöge seines angebornen Respekts vor der Kutte und seines geheimen Wohlgefallens an den Widersachern des Ministers, seinem Einflusse hingab, hatte Richelieu ihn bis jetzt geduldet, weil eben ein Beichtvater da sein mußte, und ein neuer gewöhnlich schlimmer als der alte war. „Ist die

Maitresse für mich, so mag der Beichtvater wider mich sein," pflegte er zu sagen. „Es kommt nur darauf an, Beide auseinander zu halten." Der Pater Caussin durchschaute seinerseits diese Wahrheit eben so vollkommen, mit dem Unterschiede, daß sie seine Handlungen in ganz entgegengesetzter Weise bestimmen mußte. Unter dem Vorwande der Sorge für ihr Seelenheil, wußte er der Andarini näher zu rücken, und brachte ihr das Bewußtsein der Gewalt bei, welche sie über das Herz des Königs zu erringen im Stande sei, ohne sich vorerst auf die Zwecke einzulassen, zu denen sie diese Gewalt anwenden solle. Er hoffte, ihr nach und so geschickt jede Verbindung mit dem Cardinal und den Freunden desselben abzuschneiden — sie als Beherrscherin des Königs vor sich selber auf eine solche Höhe zu heben, ihre eigene Stellung ihr, trotz der langen Weile welche Ludwig ihr verursachte, so begehrenswerth und wichtig zu schildern, daß sie sich in den Kreis der Verschwörer hineingezogen sehen würde, ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen. Die Königin, längst gewohnt, ihren Gemahl nur noch als Ziffer zu betrachten, welche, wie unbedeutend auch an sich, durch ihre Stellung oftmals den Werth einer politischen Berechnung bestimmte, fand gegen das unwürdige Spiel mit dieser jungen Fremden nichts einzuwenden,

und betrieb die Angelegenheit mit einem Eifer, als ob der glückliche Erfolg derselben ihr Jugend, Glück und Reinheit zurückgeben müßte.

Der Cardinal von Richelieu, Dank seinem Scharfblick und seinen Spionen, wußte das Alles. Er kannte auch den König, und hielt sich selber die Möglichkeit vor, eines Tages von ihm verlassen zu werden. Von Körper- und Seelenschmerz zerwühlt, gestand er sich, daß seine ungeheure Macht doch immer durch einen Federzug eines an sich verächtlichen Gegners dem Umsturz nahe gebracht werden könne, und dies Bewußtsein war Alles, was er als Lohn nach so viel Jahren unablässiger Arbeit davon trug. Er hatte diesen Umständen gegenüber keine Wahl. Er hatte mit seiner Zeit die Rechnung abzuschließen, und war nicht mehr gesonnen, ihr großmüthig eine Schuld zu erlassen. Die Bitterkeit gegen diesen König, dem er durch zwanzig Jahre die Treue bewahrt — seine Entrüstung über die Verblendung der Nation, die er groß gemacht und die ihm fluchte — die Thränen über den Unverstand der Zeit, die ihn der Grausamkeit und Rachsucht zeihte, während er, im Kampfe des Herzens mit seiner unbeugsamen Vernunft, als Opfer unterdrückter und tragischer Leidenschaften, als Märtyrer seiner Mission, den Haß des Jahrhunderts

auf seine Schultern lud — das Alles begrub er in die namenlose Verachtung, die endlich nichts mehr vermag, als Alles, was sich widersetzt, stumm und kaltblütig zu vernichten.

In seinem Cabinette saß oder lag er vielmehr — nicht wie sonst, aufrecht, mit Jugendkraft, sondern gealtert, halb gelähmt, mit weißem Haar und gesunkenen Zügen. Man sah die langbewahrte Anmuth seines Wesens untergegangen in überfluthender Bitterkeit; man sah die Spuren der völligen Freudlosigkeit dieses großen Daseins, dessen gleichmäßiger Verlauf und triumphirendes Ende die großartigste Apotheose des Charakters ist, welche die Geschichte aufzuweisen hat. Er saß und sprach mit Chavigny über die letzten Aussöhnungsversuche mit dem Grafen von Soissons, und die Nothwendigkeit, eine Sache, bei der er wirklich einige Geduld bewiesen, endlich einmal zu beenden. Er diktirte dem Staatssekretair eben den Anfang eines Befehls an den Marschall von Chatillon, mit einer Abtheilung des in der Franche-Comté unter Longueville stehenden Heeres die Grenzen der Champagne zu bedecken und der Ordre, gegen Sédan zu rücken, in jeder Stunde gewärtig zu sein, als Joseph eintrat und ihm einen Brief überreichte, den, wie er sagte, ein Page der

Königin gebracht habe. Der Cardinal erbrach ihn — er war von Stephanie und enthielt eine Bitte um die Erlaubniß, ihren Bruder in der Bastille besuchen zu dürfen Der Cardinal äußerte, daß Frau von Lagieres ihre Besuche bei ihrem Bruder sehr oft wiederhole, schrieb dann unter den Brief: „Gewährt, heute Abend acht Uhr," und gab ihn dem Kapuziner zurück, welcher sich, wie es schien, äußerst gleichgültig damit entfernte.

Der Cardinal fuhr hierauf in seinem Gespräch mit Chavigny fort, und verabschiedete ihn erst gegen Abend unter dem Vorwande, daß er zu müde sei, um die Instruktionen für den Marschall von Chatillon noch heute zu beenden. Statt aber zu ruhen, rief er den Pater Joseph, zog eine einfache Soutane von schwarzem Tuch über sein dunkles Sammtkleid, verließ in Joseph's Begleitung seinen Palast, bestieg einen äußerst einfachen Wagen, der ihn an der Ecke der Straße St. Honoré erwartete, und fuhr nach der Bastille. Der ihm ergebene Gouverneur, Baron le Clerc de Tremblay, der Bruder des Pater Joseph, empfing ihn am Thor, und führte ihn in ein von den Gefängnissen, wie von seiner eigenen Wohnung abgelegenes Zimmer. Hierselbst erwartete ihn Stephanie.

Die arme Stephanie! wie war auch sie verändert!

Wie war sie blaß und schmächtig geworden, so daß die Wucht ihres reichen blonden Haares sie fast zu erdrücken schien! Wie matt waren ihre Augen — wie farblos ihre einst so feinen, purpurnen Lippen geworden! — wie sprach Alles an ihr, obgleich sie noch immer jung und schön war, von Verfall und jahrelanger innerer Qual! Sie trat dem Cardinal entgegen und verbeugte sich; er folgte ihr bis in den Hintergrund des Zimmers und setzte sich ihr gegenüber; dann sagte er, indem er eine Schreibtafel hervorzog, mit einer Stimme, der man die Schwäche der Brust anhörte:

„Sie haben mir also auf's Neue eine Mittheilung zu machen, Frau von Lagieres!"

Stephanie erhob einen langsamen und vorwurfsvollen Blick zu Richelieu und senkte ihn dann eben so langsam wieder zu Boden.

„Es ist dieses!" sagte sie leise — „daß die Königin einen von dem Herzog von Olivarez unterzeichneten Brief des Königs von Spanien hat, in welchem er sich bereit erklärt, den Prinzen von Sedan binnen Monatsfrist 20,000 Mann zur Verfügung zu stellen."

„Also wirklich! so viel hat er noch übrig!" rief Richelieu, „das wundert mich; man muß ihm also

noch mehr zu thun geben; eine Belagerung von Perpignan dürfte dazu recht geeignet sein. Nun also, Frau von Lagieres, haben Sie vielleicht eine Copie des Briefes, oder wenigstens einen Auszug desselben?"

„Einen Auszug, Ew. Eminenz. Eine Copie des Briefes ist heute nach Sédan abgegangen; die Prinzen sollen den Vertrag aufsetzen, ihn über Brüssel nach Madrid befördern, und dann erwarten, ob ihre Vorschläge daselbst angenommen werden; die Entscheidung wird der König von Spanien an die Königin Anna senden."

„Gut!" sagte Richelieu.

„Und dann," fuhr Stephanie fort, „habe ich wahrgenommen, daß Pater Caussin eifrig bemüht ist, den König auf die Seite der Verschwörer zu bringen. Freilich wird ihm das Einverständniß mit Spanien sorgfältig verborgen; wer weiß auch, was man gegen ihn selbst im Schilde führt!"

„Der arme König!" rief der Cardinal. „Nun sehen Sie, Frau von Lagieres: den König muß ich halten, das sehen Sie ein, und daher kommt's, daß dieser Caussin und Ihre einstige Nebenbuhlerin, die Andarini, mir so viele Sorge machen."

„Ach, diese Andarini!" seufzte Stephanie — „ich fürchte, sie wird uns Alle verderben.

„Sie hat die Stellung dazu, doch ist es zu verhüten,“ entgegnete der Cardinal. „Ich habe mich viel mit dieser Frau beschäftigt; sie ist herrschsüchtig und wollüstig, wie alle Italienerinnen, aber sie hat, um ihre Wünsche auszuführen, keinen Verstand und keine Ausdauer. Zu unerfahren in der Kunst der Hofkabale, zu heftig und ungeduldig, um sich systematisch darüber zu belehren, verwirrt durch die Masse der sich kreuzenden Interessen, hat sie es noch immer nicht weiter, als bis zu einem gewissen kindlichen Vergnügen an den sie von allen Seiten umringenden Huldigungen gebracht. Wie jene Sultanin, die nur einen Tag zu regieren begehrte, leiht sie mehr aus Neugier als aus Herrschsucht dem Pater Caussin ihr Ohr, und da sie trotz ihrer Erfahrungen noch immer viel von der Naivetät ihrer Denkweise bewahrt hat, findet der gute Pater es unglaublich schwer, sie zu belehren.“

„Und doch,“ entgegnete Stephanie, „wird es ihm endlich gelingen. Warum entfernen Ew. Eminenz diese Andarini nicht? Die Schmach, welche Sie der Königin durch diese Frau anthun, kann sie Ihnen nie vergeben.“

„O“ — unterbrach Richelieu finster — „darnach habe ich nicht mehr zu fragen; über die Möglichkeit

einer Vergebung bin ich mit der Königin-Infantin längst hinaus."

„Doch, wenn diese Frau Ihnen nutzlos — sogar ein Gegenstand der Sorge für Sie wird! — Sie haben oft gesagt, daß der König sich öfter über sie ärgere und gräme, als freue."

Der Cardinal zuckte die Achseln.

„In seinem Herzen," sagte er, „hat sich ein solcher Dämon von Pein und Qual festgekrallt, daß er nichts ohne Bitterkeit zu empfinden vermag. Dennoch verbreitet dies Verhältniß einen matten Glanz über sein farbloses Dasein. Durch seine eigensinnigen Launen schimmert mitunter etwas Sehnsüchtiges und Mildes, und wenn ich sie ihm nähme, würde er rasen."

„Indessen —" fuhr er nach kurzer Pause fort — „habe ich an ein anderes Auskunftsmittel gedacht. Trotz aller Scheu vor der Eifersucht des Königs fängt seit geraumer Zeit der Herzog von Orleans nebst seinem ganzen Hofstaat an, sich um diese Andarini zu drängen. In ihrem Hause finden allabendlich in Gegenwart des Königs Versammlungen statt, die ich dulden muß, weil der König sie duldet. Das Hotel de Soissons ist der Sammelplatz der Verschwörer geworden. Ich fange an, die Uebersicht über den

Standpunkt der Andarini zu verlieren; Joseph sieht sie zwar täglich, aber sie ist Italienerin und folglich Meisterin in der Verstellungskunst. Ich brauche einen Aufseher für sie, der sie nie aus den Augen verliert. Da ich sie nicht entbehren kann, muß ich sie unschädlich machen. Sie ist des Königs überdrüssig, und wird sich folglich leicht jedem neuen Einflusse hingeben."

Stephanie hörte mit Ergebung zu. Der Cardinal sah es, aber er bedauerte Niemanden mehr. Er fuhr fort:

„Ich sage Ihnen das Alles, Frau von Lagieres, damit Sie es später Ihrem Bruder wiedersagen können. Er ist es, der mir für die erwähnte Rolle vor Allen passend erscheint."

„Sie wollen Olivier begnadigen?" rief Stephanie mit vieler Lebhaftigkeit.

„Ich will ihn frei lassen — ja!" entgegnete der Cardinal. „Fragen Sie heut noch nicht nach meinen ferneren Absichten. Er soll sich einstweilen nur der Signora Andarini vorstellen und ihr ein Billet geben, in welchem ich ihn ihrer besonderen Gunst empfehlen will."

„Was Ew. Eminenz auch über ihn verhängen mögen," erwiderte Stephanie demüthig, doch freudig bewegt — „es wird immer über sein Verdienst und

Würdigkeit sein. Lassen Ew. Eminenz mich Ihnen danken!"

Sie ergriff die Hand des Cardinals und küßte sie. Er wandte sich weg, und über sein abgezehrtes Gesicht flog eine leichte Röthe. Dann sah er wieder auf und betrachtete sie während einiger Minuten.

„Armes Kind!" murmelte er bitter — „Sie waren so schön und so gut und so tugendhaft; — was hat Ihnen Ihre Tugend geholfen? —

Stephanie bedeckte Ihr Gesicht mit den Händen. Der Cardinal richtete sie auf und sagte dumpf:

„Ich habe Sie zu Grunde gerichtet, Stephanie — aber der Himmel hat Sie an mir gerächt; glauben Sie mir, ich leide!"

Nach einer Minute fügte er hinzu:

„Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen, Frau von Lagieres; Ihren Bruder sollen Sie heute noch nicht sehen; ich bin ängstlich seinetwegen. Ihr Anblick könnte ihn mißmuthig machen. In einer Woche spätestens ist er frei."

„Was kann ich der Königin von Ihnen sagen?" versetzte Stephanie, mit ihren Thränen kämpfend.

„Nichts — ich habe ihr nichts zu sagen!" entgegnete der Cardinal.

Sie trennten sich. Als der Cardinal, von der

Zugbrücke herabfahrend, in die Rue des filles Sainte Marie einbog, fiel ein Schuß in seinen Wagen. Er erschrak bis zur Ohnmacht, faßte sich aber schnell und befahl, ohne einen Versuch, den Mörder ausfindig zu machen, weiter zu fahren. Um alles das, was gegen ihn geschah, zu rächen, reichte zu jener Zeit die Gerechtigkeit nicht mehr aus.

Zweites Kapitel.

„Ce prince était malheureux de toutes manières. Parmy tant de sombres vapeurs il sembloit qu'une telle passion ne pouvoit avoir de la place dans son coeur.“ Aubery.

„Ihr seid ein Mann! Schützt mich vor diesem Priester!“ Schiller.

Es war im Hotel der Andarini, einer dieser Abende, zu denen seit einiger Zeit auf Betrieb des Pater Caussin sämmtliche Cavaliere des Hofes sich, freilich unter dem Schleier eines gewissen Geheimnisses, drängten. Carlotta lag auf persischen Teppichen, den weißen Arm um ein Polster von dunklem Sammt geschlungen. Ihr schwarzes Haar war nur leicht durch eine Perlenschnur von hohem Werth zusammengehalten und fiel aufgelös't und duftig um ihre weiche Taille. Auf ihre Stirn herab tropfte ein Diadem von Perlen und Smaragden; die losen Falten ihres

weißseidnen Kleides legten sich, von einer Goldschnur zusammengehalten, mit künstlerischer Vollendung um ihre volle Gestalt. In einen neben ihr liegenden Spiegel mit edelsteinverziertem Rahmen, einst Marien von Medicis von der Republik Venedig geschenkt, warf sie von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Blick, der in das große glühende Auge jedesmal ein schönes Lächeln zauberte. Carlotta schwelgte im Bewußtsein ihrer Schönheit — schwelgte auch in ihrem Verdrusse, sie, die es wagen durfte, die Huldigungen des ersten Monarchen der Christenheit zu verachten. Der König saß auf einem Divan am Kamin und sang mit schwacher, klagender Stimme Romanzen zur Guitarre. Carlotta unterdrückte ein Gähnen; der Gesang des Königs war ihr entsetzlich; sie hatte es ihm im Unmuth schon gesagt, ohne daß er darauf geachtet. Sie zog einen Brief unter ihrem Armkissen hervor und blickte auf die Uhr, erwartend, daß die Stunde des Conseils sie von ihrem königlichen Liebhaber befreien werde. Aber es war kein Conseil heute, und statt sich zu entfernen, ließ Ludwig endlich die Guitarre fallen, näherte sich ihr stolpernd und begann in seiner gewöhnlichen Weise ihr die Unterhaltung zu machen. Dabei betrachtete er auch die Aufschrift des Briefes, den sie noch immer zwischen den Fingern

hielt, und erkannte die feine und gestreckte Hand des Cardinals.

In einem entlegenen Nebenzimmer saß der Herzog von Orleans mit dem Pater Caussin und den ihm ergebenen Edelleuten Montrésor, St. Ibal und d'Aubijoux bei Kerzenlicht und verschlossenen Thüren um einen mit Flaschen bedeckten Tisch, vertieft in ein, wie es schien, sehr interessantes Thema. Es war nichts Anderes, als der Gegenstand, der dem guten Pater schon so lange ausschließlich am Herzen lag. „Der König muß getrennt werden von dem Cardinal —" meinte er fortwährend — „und zwar durch diese Andarini; die Königin muß sich bequemen, sie in den Hofstaat aufzunehmen, sonst schickt der Cardinal sie schließlich doch nach Italien zurück, oder veranlaßt den König zu einer uns allen tödtlichen Eifersucht. Es ist gefährlich, dieser Dame in ihren eigenen vier Mauern den Hof zu machen. Ich habe es ihr vorgestellt; sie hat aber keine Lust, ihre Unabhängigkeit aufzugeben, und stellt sich, als ob sie von meinen Gründen nicht einen einzigen begriffe."

„Wie, nicht begriffe?" rief der Herzog von Orleans — „ich glaube, daß wir uns da in einem Irrthum befinden. Entweder ist sie wirklich dem alten Fuchs zugethan, und dann soll es uns schwer

werden, sie ihm abtrünnig zu machen — oder der ehrwürdige Pater Caussin hat sich, wie ihm das öfter geschieht, nicht ganz klar ausgedrückt, und die Schöne im Zweifel über seine wahre Meinung gelassen. Nun, wie rechtfertigen sich Reverendissimus?"

Der Pater Caussin saß am Kamin, mit den Füßen auf dem Roste. Er trank nicht, denn er that sich viel auf seine Enthaltsamkeit zu Gute. „Ich habe mich durchaus nicht zu rechtfertigen!" sagte er, ohne sich umzusehen. „Meines Erachtens mußte doch etwas geschehen, und da habe ich die Initiative ergriffen."

„Wozu aber diese unnöthige Eile?" warf Orleans etwas verdrießlich ein. „Verschwörungen — nicht wahr, Montrésor? — die müssen fein bedächtig betrieben werden. Ich bin nun schon durch eine gute Schule gelaufen und stets unglücklich gewesen, weil ich mich stets übereilte. Ja, ja, Pater Caussin, ich sage es Ihnen, es ist nicht leicht. Der Alte hält den König an zu viel unsichtbaren Fäden."

„Pah!" rief Fontrailles — „der König würde den segnen, der ihn vom Cardinal befreit hätte. Ich hafte Ihnen für diese Wahrheit mit meinem Kopf."

„Und muß er Jemand haben, um ihm vorzuschreiben —" ergänzte St. Ibal, — „so können wir es

eben so gut durch den Mund dieser schönen Signorina, als ein Anderer."

„Und merkt der Alte es," brummte Orleans, „so setzt er die Andarini an die Luft und giebt dem König einen andern Günstling. Wir kennen das; auch hat er schon einen. Gab Niemand von Euch bis jetzt auf diesen kleinen d'Effiat von Cinq-Mars Acht, den er so gewaltig bei dem Könige einzuschmeicheln sucht? Wie? was dann, meine Herren, wenn dieser Page Günstling wird?"

„So wird er auch gewonnen werden!" meinte d'Aubijour zuversichtlich.

Der Pater Caussin räusperte sich hier und stand mit einer majestätischen Bewegung auf.

„Monseigneur — meine Herren!" sagte er verweisend — „ist das eine Art, eine Verschwörung zu behandeln? Ich bin nicht im Stande mein Erstaunen zu verschweigen! Reden Sie nicht Thorheiten? Ohne Zweifel wird der König glücklich sein, von seinem Plagegeist erlös't zu werden, aber es wird ihn Mühe kosten, das Wie zu begreifen; handeln wir also für ihn. Gewinnen wir vor allen Dingen nur die Andarini; dann halten wir ihn selbst. Der Graf von Soissons, der Herzog von Bouillon, der Cardinal von Guise rüsten sich in Sédan zu einem bewaffneten

Aufstande; die Königin hat ihren Bruder mit Bitten umstrickt; eine spanische Armee kann uns im Nothfall gar nicht fehlen. Man sollte doch wohl Mittel finden können, einen Usurpator zu stürzen, der keine andere Stütze als seine eigene Unverschämtheit hat. Wir werden ihn stürzen, meine Herren, und Frankreich wird den Fürsten danken, die ihm den Frieden bringen."

„Ach," rief der Herzog von Orleans — „ich sehe noch gar nicht viel Aussicht zu diesen günstigen Erfolgen; denn wissen Sie wohl, daß der Entschluß meines Vetters von Soissons nur von sehr wenigen Leuten gebilligt wird? Sogar Herr von Epernon, der von der Ligue her noch viel Geschmack am Aufruhr behalten hat, verweigert, sich dafür zu erklären. Montrésor kann uns ein Lied davon singen; nicht wahr, mein lieber Freund?"

„Und was wollen wir denn anders als eine neue Ligue?" entgegnete Montrésor ausweichend. „Wozu gleich ein so garstiges Wort wie Verschwörung brauchen? Das dient nur dazu, die Leute abzuschrecken. Die Königin allein ist Schuld daran."

„Ja!" meinte St. Ibal; „die Frauen können es niemals lassen, die Backen voll zu nehmen."

„Nichts gegen meine Schwägerin!" rief Gaston

eifrig; „ich finde, daß sie nur zu verlassen ist, und habe mir vorgenommen, sie gegen Freund und Feind zu vertheidigen. Uebrigens, meine Herren, lasse ich mich noch auf gar nichts ein. Ich werde gewiß über Alles, was ich höre, schweigen; aber meine Unterstützung verspreche ich nicht, bis ich nicht etwas Reelles sehe, was es verdiente, sich in Gefahr zu begeben. Ueber den Unternehmungen gegen Richelieu waltet ein eigener Unstern, und ich gestehe, daß ich einigen Respekt davor bekommen habe."

„Ja," entgegnete Fontrailles plump, „auch wird es nicht besser werden, bis nicht einer sein Seelenheil dem Staatswohl opfert und den Alten sammt seinen Vertrauten und Spionen aus der Welt spedirt."

„Pfui!" rief Gaston mit einem strengen Blick; und der Pater Caussin, sich bekreuzend, fügte hinzu:

„Ich bitte zu bemerken, meine Herren, daß ich das nicht gesagt habe."

„Nun gut!" versetzte Fontrailles trotzig — „ich werde mich nicht dazu drängen. Ueberlegen wir also, wenn's beliebt, auf welche Weise wir die Favorite gewinnen wollen."

„Und sehen Sie zu —" rief der verliebte und über dies Gespräch ärgerliche Gaston, „daß Sie diesen langen Cinq-Mars auf unsere Seite bringen; ich sage Ihnen

ja, er ist die Reserve und der ärgste Spion des Cardinals."

„Ach" rief der Pater Caussin — „der hat nichts zu bedeuten. Die Andarini ist allein der rechte Fang für uns. Auch neigt sie sicherlich zu unserer Partei; wir haben nur noch nicht die rechten Reizmittel angewendet. Ehrgeiz und Liebe! — das sind zwei Dinge, deren Verlockungen keine Frau zu widerstehen vermag.

„Pardieu!" lachte St. Ibal — „wenn Pater Caussin gestehen will, daß er das aus Erfahrung spricht, so will es ich ihm glauben."

„Stört ihn doch nicht in seinem Text!" rief Fontrailles höchst belustigt; „wer weiß, was in seinem alten Mönchslatein für Offenbarungen stehen; die Herren von der Tonsur sollen meist verzweifelt lustige Kerle gewesen sein."

Der Pater Caussin machte übermenschliche Anstrengungen, um zu erröthen. Gaston hatte sich von der Gruppe entfernt und stand am Fenster, dem Gespräche aufmerksam folgend, ohne jedoch daran Theil zu nehmen.

„Ja," fuhr der Beichtvater nach vielen vergeblichen Bitten fort — „man müßte den König etwas mehr erhitzen — ihn eifersüchtig machen. Die Herren von unserer Partei sollten der Schönheit dieser Dame gegenüber nicht so furchtsam bei Seite stehen. Wir

dürfen uns auch nicht verhehlen, daß, um ihn zu einem wirklichen Entschlusse gegen den Cardinal zu vermögen, es eines stärkeren Reizes bedarf, als dessen, den ihm die Italienerin bis jetzt geboten. Sie ist jung und glühend! der König langweilt sie: sie wird matt werden, noch ehe sie ihm einen Genuß gewährt. Soll sie uns nützen, so muß man Beide zuvor durch ein faktisches Band an einander fesseln.

Der König ist leider zu schüchtern, und die Signora zu tugendhaft, um den ersten Schritt zu thun; wir müssen also versuchen, die Skrupel Sr. Majestät zu überwinden."

„Und —" fiel Fontrailles ein — „ihr große Hoffnungen machen; ihr z. B. vorstellen, daß der König kinderlos sei, und daß, wenn sie ihm etwa einen Nachkommen schenkte, sie dahin kommen könnte, selbst auf den Thron zu gelangen — mindestens ihre Kinder auf dem Thron zu sehen."

Dies war dem Herzog von Orleans etwas zu stark. „Sie sind ein Unverschämter!" rief er Fontrailles zu, „und spräche nicht der Wein aus Ihnen, so würde ich Sie mores lehren."

Mit hochgeröthetem Gesicht verließ er das Zimmer, froh, seinen Aerger zum Vorwand nehmen und sich in die Nähe der schönen Italienerin begeben zu dürfen,

die ihn vollständig bezaubert und gegen die im Werke stehenden Kabalen ziemlich gleichgültig gemacht hatte. Im nächsten Saale schon gewahrte er sie. Sie lehnte augenblicklich mit dem König an einem auf die Seine hinausschauenden Bogenfenster, und schenkte seinem Gespräch gerade so viel Aufmerksamkeit, als nöthig war, um von Zeit zu Zeit eine zerstreute Antwort zu geben.

„Ja," hörte der Herzog von Orleans den König sagen, „es war eine schöne Zeit, als der gute Albert de Luynes mich die Falkenzucht lehrte."

„In der That, das haben Sie mir oft gesagt!" warf Carlotta hin.

„Und Sie können es auch glauben!" fiel der König ein. „Giebt es denn keine Falken in Italien?"

„Ich weiß nicht, Sire; aber ich sollte es doch meinen."

„Ich auch, Signora Andarini — ich auch; doch wundert es mich, daß Sie nie dergleichen gesehen haben. Ich denke Sie mir am liebsten auf einem schöngezäumten Jagdrosse, einen Falken auf der Hand, wie unsere Burgfräulein von ehedem, die Ihnen freilich nicht ähnlich sahen."

„Sagten Sie etwas?" unterbrach Carlotta plötzlich auffahrend eine darauf entstehende lange Pause.

„Nein!" war die Antwort; „ich sagte nichts."

Eine neue Pause trat ein, die eben so lange als die vorhergehende dauerte.

„Ja —" fing der König endlich wieder an — „dieser gute Albert war also, wie ich Ihnen schon sagte, im Falken sehr erfahren."

Carlotta begann bei diesem Worte entsetzlich zu gähnen. Ohne sich stören zu lassen, fuhr Ludwig fort:

„Er hatte diesen Vorzug vor meinem Vetter von Richelieu, der, unter uns gesagt, so gut wie nichts davon versteht, obgleich er Jäger sein will, wie alles Andere."

„Will er das?" fragte Carlotta ganz zerstreut, indem sie nach der entgegengesetzten Wand des Saales schaute, wo ein sehr junger und schöner Mann im Kreise von einigen Damen saß und unverwandt zu ihr hinübersah.

„Ja, er will Alles sein," entgegnete der König seufzend, „und wird sehr böse, wenn man es ihm nicht glaubt. Er ist nicht im Stande eine Büchse zu handhaben, aber er reitet nicht übel, das heißt, er that es, als er jung war. Ich habe ihn oft durch die Straßen von Paris traben sehen, wenn er es gar nicht nöthig hatte; er ist sehr eitel. Aber eines Tages ging es ihm schlimm, weil es ohne Zweifel Gott mißfiel, einen Priester auf ganz weltliche Weise

zu Pferde Parade machen zu sehen. Er war nämlich mit dem Pater Joseph in Versailles. Dieser Pater ist auch ein halber Musketier, ein harter Bursch, der Feldzüge mitgemacht hat. Mein Cardinal hatte zwei Karossen dort; aber um den Cavalier zu spielen, zog er es vor, zu Pferde nach Paris zurückzukehren. Er ritt einen graufleckigen Schimmelhengst, der Pater eine braune Stute. Kurz vor dem Thore fingen diese beiden Thiere an —" der König erröthete ein wenig und fuhr dann fort: „Sie wissen was ich meine. „Das sind unverschämte Bestien!" sagte der Pater Joseph; und so viel unsere Prälaten sich auch mühten — es wollte ihnen nicht gelingen, sie auseinander zu bringen; sie ritten zum Gespött der Pariser durch das Thor. Der Cardinal bekam vor Aerger die Dissenterie, und hat seitdem kein Pferd wieder bestiegen."

Diese Geschichte setzte Carlotta nicht in Verlegenheit, weil sie sie nicht verstanden hatte. Sie blickte nach dem Fenster hinüber, an welchem Gaston von Orleans, voll Sehnsucht, einen ihrer brennenden Blicke zu erhaschen, auf und ab patrouillirte. Verdrießlich folgte der König ihren Augen, schob die Stoffgardine des Fensters zwischen sich und die zudringlichen Blicke, welche Carlotta von allen Seiten

bestürmten, stand auf und schaute aus dem Fenster in die ruhig dahinfließende, mit Kähnen, Böten und Badezellen beladene Seine, in deren Gewässern sich der schwarze Thurm von Nesle und der zitternde Schein der spärlich angebrachten Laternen spiegelte. Bei diesem Anblick ward ihm wehmüthig; er beugte sich zu Carlotta nieder. Sie saß, nach der entgegengesetzten Seite gewandt, in Träumerei versunken und sah ihn nicht.

„O!" sagte er halblaut vor sich hin — „es liebt mich Niemand auf der Welt — Niemand — Niemand!"

Das Schmerzliche dieses Ausrufes rührte Carlotta vielleicht; sie hob ihre schönen Augen mit einem Gemisch von traurigen und wilden Empfindungen auf, die Ludwig XIII. nicht verstand.

„Ew. Majestät," sagte sie — „verstehen es ohne Zweifel nicht, in den Herzen der Menschen zu lesen."

Die lange Weile einer Erwiderung fürchtend, stand sie auf und traf beim ersten Schritte auf Gaston von Orleans. Ludwig folgte ihr auf dem Fuße und schnitt seinem Bruder das Wort auf so ungezogene Weise ab, daß dieser sich, mit der Röthe des Zornes im Gesicht, entfernte. Verlegen und verletzt, wandte Carlotta dem Könige dem Rücken und trat in ein kleines,

orientalisch ausgeschmücktes Kabinet. Niemand war darin, als der junge Edelmann, den sie schon vorhin bemerkt hatte. Er lag schlafend auf einer Ottomane, und Carlotta konnte sich nicht enthalten, ihn eine Minute lang zu betrachten.

„O!“ sagte eine Stimme hinter ihr — „täuschen Sie sich nicht; er will uns behorchen und thut nur, als ob er schliefe.“

Der König war ihr auch hierher gefolgt.

„Mach' daß Du fortkommst, Cinq-Mars!“ fügte er hinzu, indem er den Pagen unsanft bei den Haaren faßte. „Du solltest Dich schämen, daß Du, als Sohn eines Marschalls von Frankreich, Dich zum Spioniren gebrauchen lässest.“

Cinq-Mars erröthete; dann warf er einen trotzigen Blick auf Carlotta und den König und sagte, sich entfernend: „Mindestens bin ich nur mein eigener Spion.“

„O —“ fing Ludwig wieder an, sobald er sich mit ihr allein sah — „ein König ist sehr unglücklich, Signora Andarini.“

„Ich wüßte nicht!“ entgegnete sie — „ein König ist mächtig, und das muß göttlich sein.“

„Die Macht eines Königs, Signora, ist gering;

sie erstreckt sich nicht einmal bis auf die Herzen der Menschen —"

Carlotta zuckte die Achseln.

„Gedenken Sie noch immer des Vicomte von Lagieres —? Lieben Sie ihn noch?"

„Einen Todten zu lieben ist Unsinn."

„Wer also todt ist, wird vergessen!" wiederholte der König mehrmals mit schmerzlicher Bitterkeit.

Carlotta sah ihn erstaunt an und schüttelte den Kopf. „Was haben Sie?" fragte sie mit ihrem schönen Ton. „Sind Ew. Majestät wirklich nicht glücklich?"

„Nein!" sagte er dumpf — „es gibt einen Mann in Frankreich, der mich verhindert es zu sein."

„Ach!" erwiderte Carlotta unbefangen — „Sie meinen Monseigneur den Cardinal!"

Der König hatte eine Empfindung von Glück, als er seine Gedanken errathen sah; dennoch fuhr er zusammen.

„Sie müssen sich etwas mehr Weltklugheit aneignen, Signora Carlotta!" sagte er nach einer unbehaglichen Pause; „ja gewiß, das müssen Sie. Man darf nicht Alles aussprechen was man denkt, zumal bei Hofe. Sie haben schon viele Unklugheiten begangen. Das macht weil Sie kein Vertrauen zu mir

haben; Sie handeln stets nach Ihrem eignen Kopf, ohne mich zu fragen. Ich bin gewiß, daß Sie, ohne es zu wissen, schon in zehn Kabalen verwickelt sind, denn mein Bruder von Orleans — (der König hustete) mein Bruder von Orleans ist sehr bemüht um Sie; er will Sie gewinnen, und der Cardinal will es auch. Sehen Sie wohl, Madame? Sagen Sie mir doch, wie werden Sie sich nun da heraus finden?"

„Ei, Sire" — rief Carlotta ungeduldig — „was gehen mich Ihre Kabalen an?"

„Dachte ich's nicht?" entgegnete Ludwig halb unwillig, halb traurig — „es ist Ihr gewöhnlicher Trotz; ich sage Ihnen, daß Sie nicht vernünftig sind. Um Ihnen nicht Unrecht zu thun, habe ich, seit Sie am Hofe sind, alle Ihre Fehler aufgeschrieben."

„Ach!" rief Carlotta ganz entsetzt — „Ew. Majestät hatten da wirklich mehr Geduld als ich."

Der König seufzte, stand auf und that zwei Schritte dem Ausgange zu; diesmal aber entfuhr ihm ein Ausruf des bittersten Aergers. Es war wieder der Herzog von Orleans, der ihm entgegen trat, und der ihn ohne Zweifel, hinter der Thür verborgen, die ganze Zeit über beobachtet hatte.

„Die Signora Carlotta wünscht allein zu sein!" sagte er barsch; „Sie haben hier nichts zu suchen."

„Auch suche ich nichts, als Sie, Sire!" erwiderte der Herzog, indem er der Andarini mit verliebter Geberde einen Handkuß zuwarf.

Der König glaubte zu ersticken; kaum hielt er sich, nicht laut zu schluchzen; von Schmerz und Wuth gefoltert, kniff er den Herzog von Orleans in den Arm, so daß dieser einen leichten Schrei ausstieß.

„Wenn Sie mich sprechen wollen, können Sie es im Louvre thun!" rief er äußerst aufgebracht; „Sie belästigen die Signora; ich weiß nicht was Sie hier zu suchen haben."

Doch schon im nächsten Augenblick bereute er den Ausbruch seiner Eifersucht. Der Pater Caussin stand zwischen ihm und seinem Bruder. Betroffen trat er drei Schritte zurück und schlug die Augen vor dem stechenden Blick seines Seelsorgers zu Boden. Dieser nahm eine strenge Miene an, neigte sich zu dem Ohr des Herzogs von Orleans, als ob er ihm einen Verweis geben wolle, und sagte leise:

„Bleiben Sie hier und wagen Sie einen erneuten Angriff auf ihre Gesinnungen; ich werde den König hinausspediren und dann zu Ihrem Beistande wiederkommen."

Zum Könige gewandt, sagte er dann laut, indem

er der Thür zuschritt und ihn durch eine Bewegung zum Mitgehen nöthigte:

„Ich dächte, Sire, es wird spät — der Wagen hält im Hof; ich werde Sie nach dem Louvre zurückbegleiten."

Im völligen Bewußtsein seines Uebergewichtes schritt er dem Könige voran. Ludwig XIII. folgte ihm langsam. Er sah seinen Bruder bei Carlotta zurückbleiben; die Eifersucht verzehrte ihn: er fühlte die unwiderstehlichste Lust, sich umzusehen, aber aus Furcht vor seinem Beichtvater wagte er es nicht. Plötzlich stutzte er. In einem Vorzimmer begegnete ihm ein Mann in schwarzer Hoftracht, mit einem nicht unschönen, aber scharfen, gefurchten, eingesunkenen Gesicht. Die Olivenfarbe der Haut schien durch Kummer oder Krankheit gebleicht; die rechte Hand, durch keinen Handschuh verdeckt, war skelettartig mager und umschloß einen Brief. Der Mann kam Ludwig XIII. bekannt vor; doch konnte er sich nicht auf seine Züge besinnen. Der Fremde dagegen verbeugte sich tief und ehrerbietig, und wartete eine Minute lang, ob Ludwig ihn anreden werde; dann schritt er weiter und nannte dem Thürsteher seinen Namen:

„Der Chevalier von Broc."

Jetzt erst erkannte ihn der König.

„Was will der hier?“ sagte er halblaut.

Trotz dem rüstig vorschreitenden Pater Caussin sah er sich jetzt noch einmal um. Der Fremde war in der That derselbe de Broc, welcher länger als zwei Jahre auf Wunsch des Cardinals in der Bastille gesessen. Die Gefangenschaft hatte ihn weniger verändert als es beim ersten Blick den Anschein hatte. Die Form war unter den Berührungen der letzten Zeit zusammengesunken, ohne durchsichtiger geworden zu sein; es war dieselbe gemessene Vollwichtigkeit der Erscheinung — dieselbe Undurchdringlichkeit.

Der König stand still und zerbrach sich den Kopf über den Grund dieser plötzlichen Befreiung, die nur vom Cardinal ausgehen konnte: der Pater Caussin, der von de Broc nichts wußte, wandte sich, um vermittelst eines gebieterischen Blicks die Schritte des Monarchen zu beschleunigen. Der König bestieg in schweigender Ergebung seine Karosse und folgte, im Louvre angelangt, dem fortwährend voranschreitenden Beichtvater in sein Betzimmer. Die dienstthuenden Edelleute nahmen ihm den Mantel ab und entfernten sich dann mit stummer Verbeugung.

„Nun, Sire,“ sagte Caussin, als Ludwig XIII. ängstlich schwieg — „haben Sie gar nichts auf dem Herzen?“

„Ehrwürdiger Pater!“ erwiderte Ludwig in weinerlichem Ton — „ich habe mich einer Aufwallung gegen meinen Bruder von Orleans überlassen.“

„Und weßhalb diese Aufwallung?“ examinirte der Beichtvater weiter.

Der König stockte.

„Ich bin sehr unglücklich!“ brachte er endlich heraus.

„Und weßhalb denn?“ wiederholte der Jesuit mit dem selbstgenügsamen Ton eines Menschen, vor dem es kein Geheimniß giebt.

Der König stockte und zögerte noch immer.

„Ehrwürdiger Pater Caussin,“ sagte er endlich, wie unter Fieberschauern roth und blaß werdend — „ich weiß nicht, wie es kommt — aber diese Carlotta fesselt nun schon so lange meine Theilnahme —“

Der Beichtvater blickte ihn forschend und gebieterisch an.

„Ich weiß,“ fuhr Ludwig mit gesenkten Augen fort, „daß Sie dieses Gefühl als Sünde verdammen —“

Der Pater Caussin machte eine bedeutsame Bewegung des Kopfes und ging ein paar Mal, mit einem feinen Lächeln auf den Lippen, auf und ab.

„Ei, Sire!“ sagte er endlich — „habe ich Ihnen nicht schon mehr als einmal gesagt, daß diese über-

triebene Strenge, die Sie uns beimessen, nichts Anderes, als ein in unser gesundes Urtheil gesetztes Mißtrauen ist? Welchem vernünftigen Geistlichen wird es einfallen, seinem Könige aus einem Gefühl der Theilnahme für eine schöne junge Frau ein Verbrechen zu machen? Man hat im Gegentheil höchlich Ursache, Ihnen eine derartige Zerstreuung zu wünschen, weil die Melancholie Ihrer Gesundheit schadet und Ihnen die Kraft benimmt, Ihren Regentenpflichten obzuliegen. Einigen Leuten ist das freilich höchst willkommen; um so weniger aber dürfen Sie es sich zu Schulden kommen lassen. Fragen Sie Ihren Arzt Bouvart; er wird Ihnen dasselbe sagen. Fragen Sie auch den Herzog von Orleans; die Sorge für Ihr Glück ist der einzige Grund seiner Theilnahme für die italienische Signora."

„Sind Sie gewiß, daß er sie nicht liebt?"

„Ei, Sire! — ich bin dessen so gewiß, als der Lauterkeit Ihrer eigenen Gedanken!" fiel Caussin ein; „nur Ihr ewiges Mißtrauen macht ihn widerspenstig. Der Herzog von Orleans ist Ihnen so ergeben, wie Sie nur verlangen können, und die Signora Carlotta so gerührt von der Güte, die Sie für sie hegen, daß Ihr Bild ohne Zweifel selbst das Andenken ihrer früheren Liebe in Ihrem Herzen ausgelöscht hat."

Ludwig's Gesicht erhellte sich bei diesen Worten. Der Beichtvater fuhr zu fragen fort:

„Was spricht denn Se. Eminenz dazu?" sagte er mit scheinbar gleichgültiger Miene.

„Nicht viel!" entgegnete Ludwig — „er hat so viel Anderes zu denken."

Der Pater Caussin setzte eine triumphirende Miene auf. „Diese Carlotta", sagte er, sich in die Brust werfend — „ist ein wahrer Engel!"

„Wirklich?" warf der König hin — „Sie meinen, Pater Caussin?"

„Und sind Sie nicht davon überzeugt?" entgegnete der Jesuit. „Können Sie denn zu keinem Menschen Zutrauen fassen? Ich sage Ihnen, diese Carlotta hat ein Herz voll wahrer Erhebung, und wenn Sie es nicht glauben, werden Sie ihre Gunst verscherzen."

„O, sagen Sie das nicht — ich bitte Sie darum!" rief der König mit einer bei ihm sehr ungewöhnlichen Lebhaftigkeit.

Der Beichtvater sah ihn an und zuckte mehrmals die Achseln.

„Sie wollen geliebt sein, ohne zu lieben!" sagte er kalt — „das geht nicht; Sie verderben es deß-halb mit Jedem. Sie haben Theilnahme für diese junge, schöne und muthige Frau, welche durch so selt-

same Schicksale hindurch die Keuschheit des Körpers und der Seele bewahrt hat. Warum aber nähern Sie sich ihr nicht? Warum sprechen Sie ihr nicht von Ihrer Liebe? Was ist das für eine Unterhaltung, die Sie mit ihr führen? Denken Sie, daß Vögel und Hunde und Jägernetze, und allenfalls Bivouaks — und Belagerungsgeschichten eine so junge und vielumworbene Frau zu fesseln vermögen? Glauben Sie nicht, daß die Langeweile an Ihrer sonderbaren Leidenschaft sie früher oder später einem Andern in die Arme führen wird? Sie werden sie dann nicht allein verlieren, sondern, was schlimmer ist — Sie werden Schuld an dem Untergange ihrer Reinheit sein."

Mit einigem Erstaunen horchte Ludwig dem Redefluß des guten Paters Caussin, dessen farblose Lippen einen ganz bläulichen Anstrich bekommen hatten; eine Schattirung, die sich zu seinem grüngelblichen Gesicht nicht eben reizend ausnahm.

Der Pater bemerkte mit Vergnügen den auf den König hervorgebrachten Eindruck. „Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist!" dachte er, und fügte demzufolge mit lauter Stimme hinzu:

„Ich bin kein Kenner von Frauen, aber ich finde diese Carlotta überirdisch schön."

Ludwig sah seinen Beichtvater mit großen Augen an, und traute kaum dem Zeugniß seiner Ohren.

„Sie ist schön!“ fuhr der Pater fort, ohne sich stören zu lassen; „es ist kein Flecken an ihr. Ihre Lippen sind wie eine rosinfarbene Schnur; ihre Rede ist lieblich; ihre Augen sind wie Taubenaugen zwischen ihren Zöpfen, dunkel wie die Teiche zu Hesbon, und ihr Haar ist wie der Purpur des Königs in Falten gebunden.“

Der König war während dieser Rede aufgesprungen, ohne es zu wissen; das Benehmen des Jesuiten schien ihm äußerst sonderbar; er wußte nicht, was er davon denken solle. Der Pater schien es nicht zu bemerken. Von einer diabolischen Lust getrieben, zu untersuchen, wie weit das schüchterne Gewissen seines königlichen Beichtkindes zu ermuthigen sei, fuhr er in seiner salomonischen Begeisterung fort:

„Sie ist ein verschlossener Garten — eine Quelle, die unter Felsen rinnt — ein versiegelter Born; selig der, dem er sich öffnet! Ihre Lippen sind süß wie Honigseim; ihre Arme wie frischgetriebener Schnee — ihre Brüste wie zwei junge Rehzwillinge, die unter Rosen weiden.“

Der König ward purpurroth bis an die Stirn; er drehte sich ein paarmal hin und her, nicht wissend,

wo er sich vor Verlegenheit verbergen solle. Er begriff nicht, was sein sonst so ehrbarer Beichtvater mit diesen höchst unapostolischen Reden bezwecke, und entsetzte sich vor den Bildern, welche dieselben wider seinen Willen in seiner Phantasie heraufbeschworen.

„Ehrwürdiger Pater!“ rief er in äußerster Verwirrung — „ich glaube, Sie haben Fieber, und —“

„Und rede irr?“ unterbrach Caussin kalt — „keineswegs, Sire! Wären Sie Protestant, so wüßten Sie, daß ich nur die Bibel citire. So aber überlasse ich Ihnen, darüber nachzudenken, ob die Beschreibung nicht vortrefflich auf die Signora Andarini paßt, und ob es nicht zweckmäßiger wäre, ihr von den Reizen ihrer anbetungswürdigen Person, als von denen Ihrer Falken und Hunde zu sprechen.“

Der König saß mit gesenkten Augen, unbeweglich — so bestürzt war er. Vergebens wartete der Pater auf eine Antwort. Er mochte glauben, daß er zu weit gegangen sei, wollte aber auch, um einen möglicherweise hervorgebrachten Eindruck nicht zu vernichten, nichts widerrufen. Er empfahl dem Könige daher, vor dem Schlafengehen noch eine Stunde über das Gehörte nachzudenken, und begab sich in seine Zimmer, um den Nachschlüssel zu der Gartenpforte des Hotel de Soissons und für den Nothfall den Ring des

Königs zu sich zu stecken, vermittelst dessen er sich allenthalben als Beichtvater des Hofes ausweisen und Zutritt erlangen konnte. Er ahnte nicht, in welcher Seelenqual er den König zurückließ, in dessen träg dahinfließendes Blut seine wollüstigen Schilderungen einen Funken geworfen hatten, den seine Eifersucht auf den Herzog von Orleans und seine, durch de Broc's Erscheinung angeregte Neugier mit jeder Minute zu helleren Flammen anblies. Der Pater Caussin hatte Furcht vor den Spionen des Cardinals; er wollte gern unbemerkt aus dem Louvre entkommen; er vertauschte daher seine etwas ausgezeichnete Tracht mit der Kutte eines Kapuziners, versah sich mit einer Blendlaterne und schlich hinaus. Es war spät, und sämmtliche Galerien des Louvre waren bereits dunkel; er nahm seinen Weg durch den von der Königin bewohnten Flügel, schritt ungehindert über den Hof, legitimirte sich bei den verschiedenen Wachtposten durch schweigende Vorzeigung des Ringes, und kam glücklich an dem Thurm von Nesle vorbei bis auf die zu der Residenz der Andarini führende Brücke. Hier begegnete er mehreren, in dunkle Mäntel gehüllten Männern, welche seiner Meinung nach aus dem Hotel de Soissons kommen mußten, und so laut, daß er es hören konnte, mit einander sprachen:

„Aus der Bastille losgegeben! mit dem muß der Cardinal eine Absicht haben! Dieser Mensch ist ein Unglücksvogel, und der Cardinal selber traut ihm nicht.“

Der Pater Caussin wußte nicht, auf wen diese Reden sich bezogen. Er hörte die Stimme des Herzogs von Orleans nicht, ging weiter und kam glücklich bis an das Hotel de Soissons. Die Eingänge desselben waren nicht durch Wachen verwahrt, wohl aber das Innere; auch war man hier erst recht vor Spionen nicht sicher. Der Pater schloß demnach mit vieler Vorsicht die erwähnte Seitenpforte auf, verhüllte seine Laterne, tappte, nicht ohne ein unheimliches Gefühl, längs den Wänden der ebenfalls schon dunklen, ihm aber wohlbekannten Corridore hin, und fiel beinahe über die wachthabenden Schweizer, welche, wie gewöhnlich, schlafend am Boden lagen. Plötzlich sah er in der Richtung des Schlafgemaches der Andarini den Schein einer zweiten Laterne, welche aber augenblicklich geschlossen ward. Zugleich gewahrten seine, sich zur Finsterniß gewöhnenden Augen, vermittelst einer zitternden, wahrscheinlich durch ein kleines Fenster eindringenden Helle, einen dunkeln Schatten, welcher sich auf einem Punkte hin und herbewegte und Menschengestalt zu haben schien. Der Pater hielt es nicht

für unmöglich, daß Monsieur die Erlaubniß zum Eintritt erlangt und hier das Zeichen dazu erwarte, oder daß er, von der Signora verabschiedet, sich trotzdem das Vergnügen mache, vor ihrer Thür umherzuirren. Er that einige Schritte vorwärts und fragte mit seitwärts vorgehaltener Hand, um dem Schall seiner Stimme eine Richtung zu geben: „Monseigneur von Orleans — sind Sie es, Ew. Gnaden?"

Bei diesen Worten bemerkte er, daß der Schatten eine große Bewegung machte und seitwärts in die noch dickere Finsterniß zu entkommen trachtete. Der Pater Caussin, von Natur nicht ohne Muth und im Nothfalle des Schutzes der Schweizer sicher, that einige große Schritte in die Dunkelheit hinein und erschrak trotz seiner Beherztheit, als er plötzlich gegen einen menschlichen Körper rannte, welcher mit einem Ausruf unangenehmer Ueberraschung zurückprallte.

„Sie sind es, Sire!" rief Caussin, seinerseits durch diese Stimme überrascht, die er sehr wohl kannte; „ich vermuthete nicht, Ew. Majestät hier zu treffen, freue mich aber sehr."

Er wollte noch mehr Worte machen, um sich zu sammeln, aber der König unterbrach ihn leise und eilig:

„Ich bitte Sie , Pater Caussin, machen Sie kein Aufhebens. Die Schweizer liegen und schlafen; sie wissen nicht, daß ich es bin — es könnte unangenehme Erklärungen geben. Sie haben sich wohl durchgeschlichen! Wie kommen Sie hierher?"

In dem Tone des Königs lag der Ausdruck eines Argwohns, den der verschmitzte Jesuit nicht verkennen konnte.

„Ei, Sire," sagte er schnell entschlossen — „ich glaubte, daß der Herzog von Orleans noch hier sei; ich war besorgt um die Signora und wollte es erfahren."

„Und wie? — die Thür erbrechen, Pater Caussin? Eine solche Gewaltsamkeit —"

„Ist gar nicht nöthig, Sire — es giebt Schlüssellöcher und unvorsichtige Damen, die sie nicht verstopfen."

„Aber am Schlüsselloche Sie, der Beichtvater des Königs von Frankreich?" fuhr Ludwig XIII. heraus.

„Unbedenklich!" erwiderte der Jesuit mit majestätischem Ausdruck, „unbedenklich, sobald das Interesse Ew. Majestät im Spiele ist."

In diesem Augenblick drang ein Lichtschein durch die Ritzen der Thür, vor der sie standen. Wahrscheinlich war die Bewohnerin des Zimmers bereits

zu Bette, und durch das Geräusch von Stimmen wieder aufgeweckt, veranlaßt worden, Licht anzuzünden.

Der Pater Caussin bückte sich; der König, mit einer dieser Bewegungen, von denen man sich eine Minute später keine Rechenschaft zu geben weiß, stieß ihn hinweg und drückte das Auge gegen die Thürspalte.

Ob der Mönch in seiner vorigen Vermuthung Recht gehabt? Man konnte es nicht erkennen. Die Vorhänge von Carlotta's Bett waren zurückgeschlagen; aber sie selbst saß noch angekleidet auf dem Rande desselben. Ihre Dienerin stand neben ihr und nahm ihr das Diadem aus den Haaren, welche alsbald, ein schwarzer duftender Strom, lose über die marmornen Arme herabrollten. In ihrer rechten Hand hielt sie einen Brief, den Ludwig an der rothen Schnur und dem großen Siegel für denselben erkannte, den er vor zwei Stunden in der Hand de Broc's gesehen.

Der Pater Caussin blickte triumphirend auf Ludwig XIII. herab. „O, Sire," sagte er boshaft, indem er ihn bei der Hand faßte — „so war es nicht gemeint. Sie verletzen die Keuschheit, indem Sie den Geheimnissen dieser Dame nachspüren; mit mir ist das etwas Anderes."

Wie vom Bliz getroffen, fuhr Ludwig XIII. zurück; aber als ob ein gieriger Dämon ihn zurückrisse zu dieser Welt von Qual und Lust in einem Blick, während sein entsetztes Gewissen ihm das Bild der Hölle malte, der er jetzt nach seiner Meinung verdienter Weise anheim gefallen war, trat er, von Raserei ergriffen, wieder an die Thür zurück und preßte lautlos abwechselnd Auge und Ohr an die Spalte.

Carlotta saß noch auf dem Bette; sie hatte jetzt den Brief entfaltet; die Dienerin war verschwunden. Ihre großen Augen hafteten gedankenvoll am Boden.

„Was soll ich wählen?“ sprach sie zu sich selbst. „Die Königin will mich gewinnen — doch da ist nichts zu hoffen; diese Partei ist machtlos, weil ihre Häupter Schwachköpfe sind. Der Cardinal will mich halten; er ist mir lieber als die Andern; er ist ein Geist — — aber ein Geist, dem ich mich beugen muß, und ich bin nur mir selber, nicht Andern zu dienen gesonnen. Der König? — Ich habe Hoffnungen auf ihn gebaut — ich gebe ihn auf, da sie mich täuschen. Ich habe eigene Macht ersehnt! Den Cardinal zu stürzen durch die Königin und meinen Einfluß an ihrer beider Stelle zu setzen — das wär' etwas — aber ich brauche Beistand — — Vielleicht ist dieser de Broc ein Mann.“

Carlotta schwieg. Von Aufregung hingerissen, stieß der König einen lauten Seufzer aus, den die Andarini hörte. Ohne zu erschrecken, sprang sie auf und öffnete die Thür. Erschöpft und blaß taumelte der König über die Schwelle.

„Ich wußte nicht, Madame," stammelte er — „daß Sie Correspondenzen haben, die ich nicht kenne."

Carlotta trat mit beleidigter Würde mehrere Schritte zurück.

„Sie sehen, Sire," antwortete sie trotzig, „daß Sie sich irrten." Der König war in einer entsetzlichen Stimmung. Was hatte sie mit de Broc gemein? Konnte der Cardinal ihn aus der Bastille losgelassen haben, um zu Ludwig's ewiger Schmach den Verurtheilten zu seinem Nebenbuhler zu bestellen? Seine Eifersucht ertrug den Gedanken nicht, nur die Ansprüche eines Andern dulden zu müssen. Er näherte sich der so heftig geliebten Frau und verlangte den Brief zu sehen. Carlotta verweigerte ihn zu zeigen, sprang auf und flog mit einer Bewegung bis zum entgegengesetzten Ende des Zimmers. Außer sich, eilte Ludwig XIII. ihr nach. Er weinte, flehte und rang die Hände. Er wußte nicht mehr, was er that.

„Wohlan, Sire," sagte Carlotta, indem sie den

Brief in ihren Busen verbarg — „wenn sie ihn wollen, so nehmen Sie ihn von da."

Sie lachte kurz und spöttisch, als sie den König erglühen, dann erblassen und seine Arme schlaff herabsinken sah. Diese zurückgedrängte Glut, die in jeder Fingerspitze brannte, die in dem gerötheten Augenlid zitterte, und aus bloßer Furcht, aufzuflammen, nicht wagte, sich von ihrem Hauch anwehen zu lassen, kam ihr so erbärmlich vor, als sie es in der That war.

Sie sah den König mit einem Blick heller Verachtung an, warf ihm den Brief vor die Füße und verschwand im Nebenzimmer.

Der König blieb vernichtet stehen. Er getraute sich nicht — das Blatt vom Boden aufzuheben. Er stand wohl eine halbe Stunde lang vor der Thür; seine kläglichen Bitten zu öffnen, sich zu zeigen, hätten Steine erweichen können. Als sich kein Laut vernehmen ließ, fielen zwei schwere Thränen aus seinen Augen. Er preßte die brennenden Lippen auf das Schloß der Thüre, durch welche Carlotta verschwunden war und entfernte sich, ohne den Brief zu berühren.

Drittes Kapitel.

„Strahlend soll durch Rache
Werden meiner Ehre Schimmer!“
Calderon.

In der Hoffnung, daß diese Nacht bereits die Saat seiner Beredsamkeit reifen werde, hatte der Pater Caussin sich aus dem Staube gemacht. Der König kehrte also allein in's Louvre zurück und verlebte mehrere, unerträglich qualvolle Stunden. Nie — (wie Tallement in seinen geistreichen Memoiren bemerkt) gab es einen Menschen, der weniger Liebe zu Gott und mehr Furcht vor dem Teufel hatte; und Ludwig XIII. sah sich, ob seiner flüchtigen Regung eines menschlichen Verlangens, gleich als ob er die Majestät des Himmels beleidigt habe, bereits im siebenten Ring der Hölle gesotten und gebraten. Durch diese äußerst orthodoxe Angst vor den Strafen der Unterwelt zogen

sich verschiedene andere, mehr oder minder christliche Empfindungen. Mit der an den Menschen so häufig bemerkten, lobenswerthen Neigung, auf den Nächsten mindestens einen Theil ihrer Schmerzen und Sünden zu schieben, klagte er die Andarini an, durch ihren Trotz und ihre Launen ihn gereizt zu haben. Mit mehr Grund sagte er sich, daß ohne die durch seinen Bruder herausgeforderte Eifersucht seine Begierden niemals bis auf diese Höhe gesteigert worden wären. Am meisten aber beirrte ihn die Rückerinnerung an die Reden des Pater Caussin. Hier wagte er weder zu verdammen, noch zu glauben; und der Gedanke, daß ein Mönch, ein Priester, sein eigener Beichtvater endlich, vielleicht einem ehrgeizigen Plane zu lieb, fähig sei, den Verführer zu spielen — stürzte ihn in eine so furchtbare Haltlosigkeit, daß er, wie ein Ertrinkender, nach einer Planke spähte, willig selbst jeden Strohhalm zu ergreifen, der einen Schein der Rettung bot. Vergebens suchte er in seiner Umgebung nach einem Hauch von Mitgefühl, — nach einer Miene, die Vertrauen erwecken konnte. Er ließ am Morgen sein Schlafzimmer öffnen, um im Bette Audienz zu ertheilen. Er betrachtete die vielen sich Herandrängenden — aber nicht Einer war, der nur mit einem Blick zu seinem wunden Herzen sprach.

Er strengte vergebens seine Gedanken — sein Erinnerungsvermögen an — — überall, überall nichts als Leere und Trostlosigkeit. Da that er sich Gewalt an — er faßte einen riesenmäßigen Entschluß. Er winkte St. Simon zu sich heran, sprach mit ihm leise einige Minuten, schrieb eine Zeile und sandte sie hinüber in den Cardinalspalast zu Richelieu.

Der Cardinal las das Billet mit Befriedigung und Erstaunen; es war kurz, aber es lag etwas Bittendes, Sehnsüchtiges, Freundschaftliches darin. Es war seit undenklichen Zeiten das erste Mal, daß ein Beweis milderer Gesinnungen ihm zu Gesichte kam; er war krank, ließ sich aber ohne Verzug in's Louvre hinübertragen. Er fand den König auf seinem Ruhebette ausgestreckt, bleich, verweint und elend in Folge der durchwachten Nacht. Um ihn herum lagen in wüster Unordnung Jagdgeräthschaften, Briefe, Gebetbücher und Rosenkränze. Auf einem Tischchen neben seinem Bette standen ein Muttergottesbild, ein Kruzifix und zwei herabgebrannte Wachskerzen. Sobald er Richelieu erblickte, richtete er sich auf, und gebot durch einen Wink den Anwesenden, das Zimmer zu verlassen. Die Hofleute verbeugten sich fast bis zur Erde und entfernten sich in ehrerbietigem Schweigen. Unter ihnen bemerkte der Cardinal auch den Pater

Caussin, der hinter einem Vorhange gestanden hatte, und, wie es schien, ungesehen zu entkommen suchte.

Mit der Eiskälte der Geringschätzung, die tiefen Verbeugungen der bebenden Hofschranzen kaum durch ein Zucken mit den Wimpern beantwortend, wartete Richelieu, bis der letzte verschwunden war. Dann schlug er die Augen auf und wandte sich zu Ludwig XIII. mit dem aus Anhänglichkeit und Verachtung gemischten Ausdruck, welcher in diesem bedauernswürdigen Monarchen fortwährend Zorn und Wuth gebar, um eben so unfehlbar in demselben Moment seine Wirkung wieder zu vernichten. Als der König zögerte, ihn anzureden, sagte er mit einem unmerklichen Anflug von Spott:

„Ich bin gewiß, daß Ew. Majestät von Madame Andarini mit mir sprechen wollten."

Der König merkte nichts von der, in der Frage des Ministers enthaltenen Ironie; ihm lag nichts mehr am Herzen, als Carlotta; folglich konnte ihm keine Anrede willkommener sein.

„Es thut mir leid" — sagte er mit dieser tödtenden Langweiligkeit, welche seinen Klagen selbst das Ohr der gefühlvollsten Menschen verschloß — „es thut mir leid, wirklich sehr leid, Herr Cardinal, daß ich Sie in der That mit den Launen der Madame

Andarini belästigen muß. Sie nimmt sich Dinge heraus, die ich nicht leiden kann, und bildet sich ein, mich verachten zu dürfen. Verachten, Herr Cardinal — bedenken Sie nur, was das heißt, und was aus meiner Autorität am Hofe werden soll, wenn diese kleine Hochmüthige mich ungestraft verhöhnen darf."

Dieselben Redensarten hatte der Cardinal, seit Carlotta am Hofe war, wenigstens hundert Mal anhören müssen.

Er hatte sie beantworten und Trostgründe finden müssen, oft, wenn in seinem Vorzimmer Gesandte, Parlamentsräthe, Marschälle von Frankreich auf die wichtigsten Audienzen harrten. Unzählige Male hatte er Geduld haben müssen mit den Dummheiten dieses kalten Herzens, das einen Menschen zu lieben glaubte, in Stunden, die über das Schicksal von Schlachten und Belagerungen und jahrelangen diplomatischen Verhandlungen entschieden. Oft hatte er sich ihnen nicht anders, als durch erheuchelte Ohnmachten zu entziehen gewußt!

Er preßte die Lippen zusammen und sagte mit scheinbarer Gelassenheit:

„Sire, ich habe oft die Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, daß Sie zu viel Gewicht auf die Launen

einer Dame legen, die sich Ihrer Huld bewußt und folglich übermüthig ist."

„Herr Cardinal" — erwiderte der König traurig — „wenn Sie ihr das Wort reden, so beweis't es mir, wie wenig Ihnen meine Ruhe und meine Ehre am Herzen liegen. Urtheilen Sie selber, oder fragen Sie Andere, die es mit angesehen. Befehle ich ihr etwas, so thut sie das Gegentheil. Sage ich ihr, daß ihre Art, sich zu kleiden, mir mißfällt, so übertreibt sie sie noch, statt sie zu ändern. Vorgestern habe ich ihr mitgetheilt, daß sie bei der nächsten Jagd ein Pferd besteigen und sich vorher aus der „Königlichen Jagd Karl's IX." ein wenig über die vornehmsten Regeln der Fuchshetze belehren solle. Statt dessen antwortet sie mir, daß die Jagd ihr ein Greuel sei, und sie das Buch in's Feuer werfen werde, um nicht fortwährend daraus lesen zu hören. Als ich ihr darüber Vorwürfe machte, fing sie an, einen Rosenkranz zu zählen, und das war eine Sünde wider den heiligen Geist, denn ihr Herz war gewiß nicht bei ihren Gebeten. Als ich ihr drohte, mich bei Ihnen über sie zu beklagen, erwiderte sie trotzig: „Thun Sie das, Sire! Ihr Cardinal wird sich hüten, mich gegen sich aufzubringen, denn er weiß, daß ich, wenn ich will, Monsieur und den ganzen Hof in Bewegung setzen kann."

„Wirklich!" sagte der Cardinal aufmerksam — „ich freue mich, es zu erfahren, denn so genau wußte ich es noch nicht."

„Ja," fuhr der König in weinerlichem Tone fort — „es ist eine Schmach, zu sehen, wie Alles ihr zu Füßen liegt, nur um sie immer übermüthiger zu machen. Es geht so weit, daß, als ich ihr im Aerger sagte, sie müsse nach Italien zurück, sie mir antwortete, daß sie damit sehr zufrieden sein würde."

„Das ist mir ihretwillen lieb!" warf Richelieu hin; „es könnte sein, daß diese Maßregel bald nothwendig würde."

„Sie nach Italien zurück zu schicken?" rief Ludwig XIII. aufspringend. „Das werden Sie nicht, Herr Cardinal!"

„Und dennoch, Sire, könnte es nothwendig werden, auch wär's um Ihrer Ruhe willen gut. Ich habe ohnedies erfahren, daß die Signora in höherem Grade, als wünschenswerth ist, der Brennpunkt wird, in dem sich alle Strahlen dieses Hofes sammeln; ich fürchte die Feuersbrunst, die sich hier entzünden könnte. Man hat mir von geheimen Zusammenkünften im Hotel de Soissons erzählt, welche von Emissären aus Sédan besucht werden. Ihr Beichtvater sogar soll sich dabei betheiligen. Das kann nur gegen die

Interessen Ew. Majestät gehandelt sein, und da Ihr Beichtvater Sie verläßt, so ist es meine Pflicht, Ihnen jede Versuchung so viel als möglich aus dem Wege zu räumen. Allein, wie sie ist, preisgegeben ihren Launen und den Einflüsterungen aller Welt, scheint die Signora mit ihrer Schönheit mir gefährlich."

„Sie wollen Sie mir nehmen!" brach der König aus — „O, Herr Cardinal, verlangen Sie, was Sie wollen —"

„Ich will sie Ihnen nicht nehmen, Sire — aber die Feinde des Staats und Ew. Majestät umschwärmen und bestechen diese Frau, in der Hoffnung, durch sie eine geheime Herrschaft über die Entschlüsse und Neigungen Ew. Majestät zu erlangen. Sie ahnen nichts von der Gefahr, die uns umgiebt. In Sédan arbeiten Tausende von Pionieren an der Befestigung der Stadt; der Graf von Soissons rüstet, und es steht zu besorgen, daß der Herzog von Bouillon die italienische Armee, die er befehligt, zu dem Feinde überführen wird. Für das Alles, nicht zu gedenken dessen, was ich, wenn auch bis jetzt nicht weiß, doch ahne, will man Sie durch den Mund der Signora gewinnen."

„Ist es so weit gekommen, du guter Gott!!" rief der König mit gefalteten Händen.

„Nicht anders, Sire! Ich könnte Ihnen noch mehr davon sagen, wenn ich wollte — —“

„Und man sagt mir von Allem das Gegentheil — man denkt, daß sie mich beherrsche, und darum —“ Er unterbrach sich. „Ich sage Ihnen“ — fuhr er dann fort — „diese Menschen mit ihren Lügen bringen mich um!“

Es war etwas Verzweiflungsvolles in dem Ausdruck Ludwig's XIII. — eine Aufregung — eine Entschlossenheit des Leidens, die den Cardinal frappirte.

„Sie verrathen mich! — sie verrathen mich Alle!“ rief er heftig — „herzlos — treulos Alle miteinander — einer immer noch mehr als der Andere! Wenn ich die Menschen ansehe, so begreife ich nicht, was die Leute am Leben finden!“

Der Cardinal erwiderte kalt, mit einem Seufzer: „Sie sind bei Allem noch beneidenswerth, wenn Sie erst heute auf diese Wahrheit kommen.“

Der König hörte es nicht. Gequält von seinen Zweifeln, preßte er die mageren Hände auf die Brust.

„O, daß ein einziger Mensch mich liebte!“ rief er, die thränenvollen Augen gen Himmel gewandt — „Sie liebt mich nicht —“

Es war ein Ausruf, der einen Stein hätte erbarmen können, aber der Cardinal hatte das Gefühl

verlernt. Krampfhaft gespannt blickte der König einen Augenblick lang in das verbitterte, hochmüthige, kranke Gesicht vor ihm, als ob er durch die verblaßten Züge in seinem tiefsten Innern lesen wolle. In dem Gefühl seines Verlassenseins, eingedenk der Größe, die der Thron der Bourbonen den ungeheuren Diensten Richelieu's verdankte, entzündete sich in seiner Brust eine letzte Wärme gegen diese wandellose Treue inmitten so viel tausendfältiger Verräthereien — eine Sehnsucht nach der Vergangenheit, den Tagen des Verständnisses und gemeinsamen Kampfes. Klagen, Vorwürfe, Geständnisse drängten sich in seinem Herzen, ohne daß die Lippe einen Ausdruck für ihre Ueberfülle fand. Bei Allem was er durch Richelieu gelitten, war er doch der Einzige, den er ewig unverändert wieder gefunden. In der Aufregung seiner kränklichen Flamme für die Andarini, in den Gewissensbissen über seine unheiligen Schwächen, in seinem sich wider Willen regenden Mißtrauen gegen den Pater Caussin — in den Qualen seiner Eifersucht, hatte er mit aller Sehnsucht seines verwahrlosten und verkannten Gemüthes ein letztes Mal versuchen wollen, ob dieser Mann, dem er jedes andere Band geopfert, ihn durch einen Funken menschlicher Liebe belohnen könne. Er hatte ihm Alles beichten

— ihn zum Schiedsrichter zwischen sich und seinem Gewissen machen wollen. Eine Bewegung — ein Blick, der, aus dem Herzen kommend, auch den Weg zum Herzen fand, vermochte in dieser Stunde dem Cardinal seine alte Gewalt über Ludwig XIII. zurückzugeben. O, hätte Richelieu gewußt, was in diesem armen gekrönten Haupte vorging, er würde um seiner und Frankreichs Ruhe willen diesen Blick — geheuchelt haben. Aber er errieth es nicht.

Der König lauschte, kaum zu athmen wagend, und als er sah, daß er vergebens spähte und harrte, legte sich ein unermeßliches Elend über seine in Todesschmerzen zuckende Seele. Er bedeckte die Augen mit den Händen und fiel unter krampfhaftem Schluchzen auf das Bett zurück. Erschrocken sprang der Cardinal empor; der König machte eine Bewegung, um anzudeuten, daß er Niemanden rufen solle. Unfähig sich zu beherrschen, schluchzte er fort, ohne eine Minute lang das Bewußtsein alles dessen zu verlieren, was ihn so elend machte. Richelieu war der einzige Mensch, den er im wahren Sinne des Worts geachtet hatte, und Richelieu war für ihn verloren!

Allein der Cardinal gab sich nicht mehr die Mühe seine Gedanken zu errathen. Er sah seinen Schmerz und verstand ihn nicht. Der König richtete sich

endlich auf — es galt einen letzten Versuch, ihn wieder zu gewinnen. Er hatte ihn in letzter Zeit mit Kälte behandelt — vielleicht war es nur eine gerechte Empfindlichkeit, die dem Gefühl des Ministers Eintrag that.

„Ich wollte, ich könnte Sie verpflichten!" stammelte er — „Sie haben so viel für mich gethan, Herr Cardinal — haben Sie keinen Wunsch mehr, den ich erfüllen könnte?"

„In der That," antwortete Richelieu — „ich möchte mit der Bewilligung Ew. Majestät meine Garden um hundert Mann verstärken. Ich bin alt geworden im Dienste Ew. Majestät — die Kraft meines Armes ist erlahmt — ich selbst kann mich nicht mehr vertheidigen, und meine Wachen reichen gerade zur Bedeckung meines Palastes. Ich möchte gern meines Lebens sicher sein."

Der König fühlte das Entsetzliche dieser Antwort. Für den Mann, der sich unter den Augen dessen, dem er sein Leben gewidmet, seines Lebens nicht sicher hielt, gab es auf dieser Welt keine Versöhnung.

„Ihre Bitte ist Ihnen gewährt!" versetzte er mit gewaltsam errungener Fassung.

Der Cardinal verneigte sich dankend so tief, als

die Decken, in die er sich hatte hüllen lassen, es ihm gestatteten.

„Und Sie, Sire —“ sagte er — „wünschen Sie nichts von mir? Sie haben mich rufen lassen, um mit mir zu reden — —“

„Ich wünsche nichts!“ entgegnete der König; „was ich zu wissen begehrte, habe ich erfahren.“

Nach einer kleinen Pause setzte er hinzu:

„Ich reise heute Nachmittag nach Versailles, um ein paar Tage zu jagen; wenn ich bis morgen nichts Anderes darüber bestimme, bitte ich Sie, mir den Pater Caussin nachzuschicken.“

Er wandte sich weg, ohne die kalte Verbeugung des Cardinals zu beachten. Die Brücke des Verständnisses war zwischen Richelieu und Ludwig dem Dreizehnten für immer abgebrochen.

Der Cardinal ließ sich in seinen Palast zurücktragen. In seinem Vorzimmer harrte, obgleich es noch ziemlich früh am Morgen war, ein ganzer Hof auf gnädiges Gehör; der Cardinal war erschöpft, schickte Nachricht, daß er keine Audienz ertheile und ließ sich durch eine verlassene Nebengalerie in sein Schlafzimmer bringen. Hier bemerkte er den Pater Joseph, der ihm trotz seines ausdrücklichen Gegenbefehls gefolgt war und dunkelbraun im Gesicht, die

Arme in die Seiten gestemmt, ohne zu sprechen auf die Entfernung der Diener wartete.

„Ich habe allein sein wollen, Joseph!“ sagte Richelieu, indem er müde auf sein Bett zurücksank. „Ich bitte Dich, gönne mir einen Augenblick Ruhe.“

„Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, das keinen Aufschub leidet!“ entgegnete Joseph barsch. „Sie richten sich zu Grunde, mein Wort darauf, Herr Cardinal. Ich habe heut Morgen die Namensliste der bei der Signora Versammelten erhalten — — Sind Sie toll, daß Sie einen Menschen loslassen, der auf nichts als Ihr Verderben sinnt?“

„Du sprichst von de Broc!“ entgegnete der Cardinal mit einem Seufzer.

„Von wem denn sonst? Was wollen Sie mit ihm?“ rief Joseph heftig. „Seit wann ist er frei? Warum verheimlichten Sie mir Ihre Absicht, ihn freizulassen?“

„Weil Du sie bekämpft haben würdest, und ich sie nicht bekämpft sehen wollte!“ entgegnete der Cardinal.

„Und aus welchem andern Grunde, als der Einsicht Ihrer Unvernunft, hätte ich sie bekämpft?“ fuhr Joseph fort. „Sind Ew. Gnaden ein Krebs, der durchaus rückwärts gehen und sehen muß? Es

hat Mühe genug gekostet, und ohne einen glücklichen Zufall wäre es uns gar nicht gelungen, diesen aalglatten Gesellen beim Schopfe zu fassen. Aus Muthwillen, aus bloßem Muthwillen, verderben Sie dem Zufall seine Arbeit. Das muß wieder gut gemacht werden. So wahr ich Joseph heiße, de Broc marschirt noch heut in die Bastille zurück."

„Du scheinst den Verstand verloren zu haben!" erwiderte Richelieu verdrießlich. „Wollte ich so zweck- und planlos Entschlüsse wagen und zurücknehmen — ich hätte ja das Aeußerste zu befürchten."

„Befürchten?" unterbrach der Mönch mit rauhem Lachen — „alle Wetter! Sind Ew. Gnaden ein Hase? Haben Sie nicht einmal die Macht, eine Uebereilung ungestraft gut zu machen — zum Henker dann mit dem ganzen Bettel von unumschränkter Herrschaft! Bei dem Strick des heiligen Franziskus von Assisi — ich werde mich nicht aus diesem Zimmer rühren, bis ich einen neuen Verhaftsbefehl für de Broc in Händen habe. Ich will nicht mehr Verräther um uns dulden, als ich muß."

Der Cardinal richtete sich auf und wunderte sich im Stillen, daß ein Mensch so zu ihm sprechen und noch zu den Lebenden gehören könne. Nichts aber fiel ihm weniger ein, als sich darüber zu erzürnen.

Er winkte Joseph zu sich heran, rückte selbst vom Bette aus einen Stuhl und hieß ihn sich setzen.

„Ich will Dir mittheilen," sagte er, „weßhalb ich ihn freigelassen habe."

„Schöne Gründe werde ich hören!" warf Joseph hin.

„Ich that es erstens aus Gerechtigkeitsgefühl. Der alte Schwätzer Bassompierre verleitete sämmtliche Gefangene der Bastille zu einem Complott; de Broc war der Einzige, der sich nicht dabei betheiligte. Ich that es zweitens, weil ich ihn brauche. Ich kenne Niemanden, den ich erfolgreicher, als ihn, in den sich vorbereitenden Kabalen verwenden könnte. Er ist Spion par excellence; ich zweifle, ob ich ihn entbehren könnte. Keinenfalls aber brauche ich ihn zu fürchten. Der Funke, den er vor zwei Jahren in die Gemüther der Hugenotten des Südens warf, ist längst erloschen. Die Vicegrafschaft von Gaugain ist zum Krongut geschlagen, das Schloß in den Sitz einer Provinzialintendantur verwandelt und in den Händen des uns ergebenen Grafen von Lurique. De Broc ist außerdem verhaßt bei Jedermann. Nur auf meine Bitten hat der König ihn begnadigt. Er kennt seine Stellung. Ein Schritt, der mir verdächtig scheint — ein Wort, eine Zeile gegen die

Regierung bringt ihn auf den Block; er ist zu klug, um nicht zu wissen, daß nur in der Treue gegen mich noch Heil für ihn zu suchen sei."

„Nun, wenn Sie dessen völlig versichert sind," sagte der Kapuziner, als Richelieu ermattet schwieg, „so habe ich nichts weiter darauf zu sagen."

Er machte eine stumme Verbeugung und wandte dem Minister den Rücken. Der Cardinal rief ihn zurück:

„Höre mich zu Ende. Ich ward bestimmt durch einen letzten Grund, wichtiger als die bisher genannten. Sie stehen Alle gegen mich auf — die Königin, die Prinzen, der gesammte Hof. Sie rufen Spanien unter Waffen, die Provinzen zur Empörung, den Klerus zum Widerstand, den Papst zum Mißtrauen gegen meine Politik. Ich will ihnen zum letzten Male zeigen, daß ich Richelieu heiße. Sie Alle nehme ich auf mich! Wir beide" — und er streckte die feine, bis zur Durchsichtigkeit abgezehrte Hand gegen seinen langjährigen Vertrauten aus — „wir beide werden sie bezwingen, wie wir sie immer bezwangen — ich fühle es — sie haben keine Macht über mich! Dann, wenn sie alle liegen werden im Staub, wie der vom Sturmwind gefällte Wald — verzehrt, getroffen Alle von dem Blitzstrahl, dem sie

keck die grünen Häupter entgegen reckten — wenn mein Fuß über sie hinschreiten wird, wie über welke Blätter oder den Staub in unterirdischen Grabgewölben, von dem man nicht mehr weiß, wem er angehörte — — dann will ich meine Herrschaft beginnen, dann will ich das Ansehen unseres Welttheils ändern — dann mag ihre Asche hinfliegen über Europa und den Boden befruchten, auf dem die Ernte meines Lebens reifen soll! Ich fühle in mir die Macht, Herrscher über Europa zu sein! Höre mich an, Joseph, ich will —"

Er unterbrach sich. Ein anhaltender Krampfhusten schien seine Brust zersprengen zu wollen. Von seinen Lippen tropfte das rothe Lebensblut. Der Kapuziner sah es und bedeckte sein braunes Gesicht mit den Händen. Er wußte, daß Hülfe hier nutzlos war.

Der Cardinal erholte sich langsam. Er blickte erst auf das blutgetränkte Taschentuch in seiner Hand, dann auf den in Schmerz versunkenen Mönch, und ein trübes Lächeln flog über seine bleichen Züge.

„Richte Dich auf," Joseph!" sagte er, das Tuch in einen Winkel werfend; „der Mensch soll während seiner Lebensrolle nicht fragen, wann Gott den Vorhang fallen lassen will."

Eine Pause entstand. Richelieu war es, der sie endete. „Zwei Worte, Joseph," sagte er matt, „werden mich Dir verständlich machen."

Joseph erhob die noch mit Thränen gefüllten Augen mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Der König," fuhr Richelieu fort, „ist müde zum Sterben, gepeinigt von Zweifeln, gemartert von Liebe und Haß. Er ist an mir irr geworden, ohne mich lassen zu können. Ich — weiß nicht, was der Ausgang dieser Stimmung sein kann; deßhalb muß ich diesen Zustand enden. Ich muß mich des einzigen Wesens versichern, das noch Einfluß auf den König hat. Ich muß diese Andarini aus den Klauen des Pater Caussin reißen. Ich weiß nur einen Weg zu diesem Ziel. Ich muß sie verheirathen. Es handelt sich hier natürlich um eine Scheinehe. Die keusche Liebe des Königs läßt die Tugend seiner Gebieterin unangetastet, aber er würde rasen gegen Den, der nach dem Preise seiner Entsagung die Hände ausstrecken wollte. In diese Gefahr begiebt sich kein freier Mann. Zu einer Scheinehe entschließt sich ein Mann von Ehre eben so wenig. Wollte man Jemanden dazu zwingen, so würde man zugleich seine Rache herausfordern. De Broc ist aber in einer Lage, wo

er sich jedem Verlangen fügen muß. Er wird mit seinem Kopf für ihre Thaten haften."

„Das klingt, als ob es etwas für sich hätte," erwiderte Joseph sinnend — „aber ich traue diesem Schleicher heut so wenig als früher. Das Beste wäre, die Andarini würde entfernt."

„Ich habe darauf angespielt," entgegnete der Minister — „aber der bloße Gedanke bringt den König von Sinnen. Meine Feinde würden sich dieser Grausamkeit meinerseits bedienen, um mich desto sicherer zu verderben. Auch liegt das Ganze nicht in meinem Interesse. Nicht sie los zu werden — sie zu gewinnen ist mein Wunsch."

„Sie mögen nicht Unrecht haben," sagte Joseph zögernd; „man sollte denken, daß, wenn de Broc sein Leben liebt —"

„Mindestens," ergänzte Richelieu, „würde die Reue auf dem Fuße nachfolgen, falls es ihm einfiele, mich überbieten zu wollen. Sei ruhig! Ich werde Sorge tragen, ihm andererseits die Pille zu versüßen. Ich werde ihn gleichmäßig locken und fesseln —"

„Und ich ihn zu bewachen wissen!" fiel der Kapuziner ein.

„Mit ihr" — fuhr Richelieu fort, „gewinnen wir

ja zugleich das Haupt der Prinzen, den Herzog von Orleans, der sie liebt —"

„Und," fiel Joseph ein — „diesen kleinen Cinq-Mars, der einen Ansatz zum Günstling nimmt und schon gegen Ew. Eminenz zu raisonniren wagt."

„Gewiß, Pater Joseph, gewiß! Fassen wir Muth! Diese Hofpartei ist nicht so gefährlich als wir denken, und die von Sédan werden einer braven Armee Rede stehen."

„Und die Königin Anna —"

„Sie unschädlich zu machen, sei meine Sorge!"

„Und wenn Ihr altes Gefühl zurückkehrt und Ihnen die Waffen entreißt —"

„Ich habe kein Gefühl mehr, als für die Größe Frankreichs."

Der Kapuziner zuckte halb ungläubig und halb wegwerfend die Achseln.

„Sie führten schon oft dieselben Reden und liebten sie dennoch —"

„Ich liebe nichts mehr!" antwortete der Cardinal. Nach einer Pause fügte er hinzu:

„Was soll ich nun mit diesem Fuchs von Jesuiten anfangen? Soll ich ihn bei dem Könige lassen und unsere Verschwörer durch meine scheinbare Ahnungslosigkeit ermuthigen? Oder soll ich ihn schnurstracks



entfernen? Einen Stellvertreter hätte ich schon; der Pater Sirmond ist mein Anhänger. Auch habe ich an den Pater Valmar gedacht —"

„Ich dächte," unterbrach Joseph — „Sie ließen den Pater Valmar, wo er ist. Er bekleidet einen Posten, der Ihnen wichtig sein muß, und dessen Pflichten er sich am Hofe und als Beichtvater des Königs nicht füglich erledigen kann. Erwarten Sie ihn vielleicht?"

„Ich erwarte ihn. Meine Gesundheit schwindet zusehends. Die Geschäfte häufen sich. Ich kann sterben. Ich wünsche meinen Sohn zu sehen."

Der Kapuziner verschluckte einen Wehlaut. „In Ihrer Stelle", sagte er dann, „würde ich die Leutchen von Sédan noch eine Weile gewähren lassen. Uns ist noch Manches verborgen. Wir haben sie im Finstern säen lassen; beobachten wir doch jetzt das Wachsthum der Saat. Des Pater Caussin sind wir ja namentlich immer gewiß; ihn in sein Kloster zu Rennes transportiren zu lassen, erfordert keine Armee, und der Pater Sirmond ist ja jeden Tag bereit, ihn zu ersetzen."

„Mag es drum sein!" entgegnete der Cardinal nach einigen Minuten des Nachsinnens; „um so eher muß aber die Andarini ihren Wächter erhalten. Der

König geht heute nach Versailles; der Pater Caussin folgt ihm morgen. Die Andarini wird heute Abend allein sein; de Broc kann also einen Auftrag für sie erhalten. Du wirst ihm meine Absichten mittheilen; das ist Dir vielleicht nicht angenehm, ich kann Dir aber nicht helfen. Gehe nicht so plump dabei zu Werke; er ist ein Mensch, der gern auf seiner Ehre steckenreitet, und ich möchte mich so viel als möglich seines guten Willens versichern.

„Diese Ehre," lachte Joseph, „haben Sie freilich so gründlich beschnitten, daß es, um ihm ein Gefühl davon wieder zu geben, mehr als einiger überzuckerten Redensarten bedürfte."

Er trat an einen Tisch und warf einen Blick auf verschiedene offen daliegende Depeschen.

„Ich sehe," sagte er hastig, „daß Sie Nachrichten von unserer Armee aus Roussillon haben — daß Fuentarabia genommen und die Belagerung von Perpignan begonnen ist."

„In der That — ja!" — erwiderte der Cardinal. „Spanien blutet sich langsam zu Tode — aber ich verblute auch; es kommt darauf an, wer von uns Beiden den Andern überlebt."

Der Kapuziner erwiderte nichts. Es war ein



Wort, das sein rauhes Herz brach, und dessen Wahrheit er doch nicht zu leugnen vermochte.

Mit einem, durch das bis jetzt Vorgefallene kaum gerechtfertigten, man möchte sagen ahnungsschweren Widerwillen suchte er de Broc auf. Er war kein Mann der vielen Worte. Trotz der Weisung des Cardinals brachte er seine Mittheilung ohne Umschweife vor. Da er de Broc nicht ansah, bemerkte er nicht, wie derselbe erblaßte und die Lippen zusammenbiß. Er gewahrte nur, daß er zum Schlusse eine tiefe Verbeugung machte und in einem an Demuth grenzenden Tone bat, Sr. Eminenz für das ihm geschenkte huldvolle Vertrauen zu danken. Der Kapuziner übergab ihm hierauf einen neuen Brief an die Andarini mit der Weisung, ihn Abends acht Uhr der Dame zu überreichen, gewährte ihm eine von de Broc erbetene Erlaubniß, seine Schwester besuchen zu dürfen, ging dann, ohne auf seine, ihm fratzenhaft erscheinende Verbindlichkeit zu achten, hinaus und schlug ihm, ohne zu grüßen, die Thür vor der Nase zu. De Broc blieb hinter ihm zurück; der Leser kann sich denken, mit welchen Empfindungen!

„Nicht Richelieu — der Kapuziner ist mein Feind!“ murmelte er, als Jener hinaus war — „auf seinen Rath betrog man mich um Glück und

Ehre — auf seinen Rath verlebte ich zwei Jahre im Kerker — auf seinen Rath wandle ich als Verdammter unter dem Henkerbeil umher — auf seinen Rath wird endlich nicht mehr der Edelmann allein — nein, das Geschlecht sogar in mir entehrt! O! — — verflucht sei dieser Mönch! Der Himmel ist mir Zeuge, ich werde eine Rache wagen, und wenn sie mir gelingt, soll er von Allen, die ihr erliegen, der Erste sein!"

De Broc konnte dieses Gelübde thun, denn wie wir wissen, bot sich seiner Rache in diesem Augenblick ein weites und fruchtbares Feld. Er wußte ebenfalls von dem Complott der Friedensfürsten von Sédan und ahnte, gleich allen Andern, die heimliche Betheiligung einer mächtigen Hofpartei, an deren Spitze mindestens der Herzog von Orleans stand. Aber es lag nicht in seinem Plan, sich als Anhänger und Spion derselben zu betheiligen. Er wollte, ungeahnt von Allen, allein seine eigene Verschwörung machen und die allgemeine mittelbar nur so weit unterstützen, als zum Gelingen seiner eigenen Plane nothwendig war.

Es galt, den Cardinal zu stürzen.

Es galt, den Pater Joseph, gleichviel auf welche Weise, zu vernichten.

Es galt, wie auch die Hofpartei sehr richtig erkannt, den König gegen Beide zu bewaffnen, aber nicht, wie Jene gewollt, durch die Andarini.

Es galt also nicht, Carlotta für irgend einen politischen Zweck, sondern für sich selbst zu gewinnen, und er verzweifelte nicht daran. Er hatte sie ihrer Lebensweise überdrüssig gesehen; er wollte deßhalb nur einen Vertrauten haben; das war sie selbst. Er gedachte wohl der treulosen und leichtbeweglichen Natur, die aus ihren unstäten und brennenden Augen sprach, aber er hoffte vermöge seines Willens und Geschickes die Sachen so zu wenden, daß weder ihr Herz noch ihre Selbstsucht Interesse daran haben sollten, ihn zu verrathen. De Broc spielte va banque; er hatte nichts zu verlieren. Entschlossen, das Ohr des Königs durch die Geschichte der von Richelieu begünstigten Liebe des Cardinals Mazarin zu der Königin Anna auf's Neue zu vergiften — entschlossen, von seiner Schwester einen Beweis dieses Verhältnisses zu erzwingen, ja nothfalls sie selber diesem Vorhaben aufzuopfern, hielt er aller menschlichen Berechnung nach das Schicksal Richelieu's in seiner Hand.

Er hatte sich bei seiner Schwester melden lassen und begab sich zur verabredeten Stunde in's Louvre

hinüber in ihre Zimmer. Im Vorzimmer vermißte er den Spiegel. Er hätte, bevor er bei ihr eintrat, gern seine Züge gemustert; aber er tröstete sich. Stephanie war einfach, und Menschen, die immer aufrichtig waren, täuscht man leicht. Er trat in ihr Empfangszimmer; es war leer. Ein Diener berichtete, daß Frau von Lagieres noch bei der Königin beschäftigt sei, daß sie indeß sofort erscheinen werde.

„Jetzt hilf mir, Verstellung!“ murmelte de Broc, indem er nicht ohne Aufregung das kleine und schmucklose Gemach mit langsamen Schritten durchmaß — „laß mich dich entfalten, allen diesen Leuten gegenüber, in deiner ganzen dämonischen Macht! Laß mich durch dich die geistige und materielle Gewalt — laß mich durch dich die Schande selbst besiegen! Ich will dich zu Ehren bringen, vielgeschmähte List! Ich will, ein Mann, durch eine Berechnung meines Verstandes die jahrelange Tyrannei der Eisenfaust, die Frankreichs Herz umkrallt, so wie die schwächlichen und langsamen Versuche zu ihrem Sturz verspotten! Göttlich ist die Gewalt! — göttlicher die Macht, durch einen Gedanken die Gewalt zu stürzen! Nicht, weil sein Muth keine Gewaltthat scheute, ward Richelieu groß! Er ward es, weil er sich, wenn er wollte, verstellen konnte. Ich will sein

Meister sein. Er war zu stolz für die Vollendung auf diesem Felde; sein Hochmuth scheute jedwede Verhüllung seiner, durch geistige Macht errungenen Größe. — Ich will von heute an keine Maske mehr verachten; der wahre Charakter schwankt nicht, für einen großen Zweck ein unwillkommenes Mittel zu ergreifen, und die bequeme Größe, die sich nie die Hände beschmutzte, ist weniger Tugend, als sie scheint."

Der Eintritt seiner Schwester unterbrach das Selbstgespräch dieses verstockten Intriganten. Er wandte sich um, als ob er ihr entgegengehen wolle und blieb auf halbem Wege stehen. Von peinlichen Empfindungen scheinbar in gleichem Maße bewegt, blickten die Geschwister sich stumm in die blassen Gesichter. Olivier schien alt geworden in einer Sekunde; die matten Augen leuchteten scheu über die gesunkenen Züge; sein alter, Stephanien so wohlbekannter Stolz schien noch in schwachen Versuchen gegen eine überwältigende Zerknirschung zu kämpfen. Olivier erschien seiner Schwester wie eine Ruine, und ihr weiches Herz brach bei dem Anblick dieses Bruders, den sie doch nie geliebt. In eine unselige, falsche Stellung gedrängt, Verrätherin wider Willen an ihrer Freundin und Königin, fühlte sie nicht mehr den Muth, ihren Bruder zu verdammen.

Sie that langsam und gesenkten Blickes einige Schritte auf ihn zu und streckte ihm eine ihrer schmalen Hände entgegen.

„Stephanie — theure Schwester!" murmelte er — „wir sehen uns wieder, um auf das Grab von vielen, stolzen Hoffnungen die letzte Erdscholle zu werfen."

„Wir werden es ohne Murren, wenn der Himmel es so verlangt!" sagte Stephanie bebend; „man kann sich an die Entsagung gewöhnen, wie an alles Andere auf der Welt."

„Du bist ein Engel — Dir mag es möglich sein!" erwiderte Olivier. „Ich bin ein Mensch und leide."

Es entstand eine lange, trübe Pause. Aus Stephanie's Augen rannen langsam zwei stille Thränen. De Broc nahm ihre Hand und sagte, halb, wie um Worte verlegen:

„Du hast mir in guter Absicht einen bösen Dienst geleistet, Stephanie! Ich glaube, Deinen Bitten verdanke ich mein Leben —"

„Das Leben erhielt Dir Gott; bist Du nicht dankbar, Olivier?"

„Es ist ein entehrtes!" sagte er dumpf.

Stephanie erwiderte nichts. „Du bist die Ver-

traute des Cardinals!" begann er nach einer Pause auf's Neue — „Du weißt die Ursache meiner Freilassung — — nicht?"

„Ich weiß sie — seit gestern!" antwortete sie.

„Wir haben sonderbare Schicksale!" brach er mit einem Anflug seines alten bittern Spottes aus. „Durch eine Heirath hing der Cardinal Deiner eigenen Ehre einen Mantel um; mich läßt er heirathen, um eine fremde Schande zuzudecken! Ein edles Ende für die letzten Sprossen der de Broc!"

„O, Olivier! — es ist ja nutzlos in unsern Wunden zu wühlen — sie brennen ohnehin!" rief Stephanie. „Wozu diese unselige Lust an den Zuckungen unseres eignen Schmerzes? Ergebung ist die einzige Weisheit des Hoffnungslosen."

„Und bist Du hoffnungslos?" unterbrach de Broc aufflammend mit einem Hauch von Zärtlichkeit — „Dein Mann ist todt — der Graf von Soissons ist frei und liebt Dich —"

„Nichts mehr davon!" rief Stephanie mit Hast —

„Er liebte Dich!" fuhr Olivier fort; „der Himmel mag es dem verzeihen, durch dessen Schuld ich es zu spät erfuhr. Er hätte längst das Unrecht, das er an Dir beging, würdig gesühnt, wie es sich ziemt für einen Mann von Ehre —"

„Er hatte nichts zu sühnen — ich bitte Dich, schweige davon!“ rief Stephanie; „dies Hirngespinnst von Größe, das Du einst so kräftig in mir bekämpft, wäre heute fähig, Dich zu neuen Thorheiten zu treiben.“

De Broc nahm ihre Hand und küßte sie.

„Nicht um der Größe willen, Stephanie — Dein Glück allein bewegt mich — Ich habe erfahren, daß es hart ist, glücklos zu sein.“

„Um meines Glückes willen sei ruhig!“ erwiderte sie leise — „ich liebte ihn ja nicht —“

„Liebtest ihn nicht und gabst ihm Deine Ehre!“ unterbrach de Broc — „O, Weiber, Weiber — —!“

Die arme Stephanie kannte nur eine Zuflucht. „Meine Ehre,“ sagte sie gefaßt, „habe ich, gleich allem Uebrigen, dem Himmel anheim gestellt. Er weiß, wodurch ich sie befleckte und nicht befleckte.“

De Broc ließ ihre Hand los und betrachtete sie scheinbar in heftigem Kampfe mit sich selbst, glühenden und leidenden Blicks.

„Um meiner Ruhe, um meiner armen Seele willen!“ rief er, sie heftig an sich pressend — „ein einzig Wort, meine Schwester!“

Stephanie blickte bestürzt in sein erregtes und blasses Gesicht.

„Bist Du unschuldig, Stephanie? Seit zwei

Jahren quält mich ein Gedanke. Ich will Dir glauben, was Du auch sagst. Sprich: Hat man Dich aufgeopfert?! —"

Stephanie ward noch bläßer als zuvor.

„Man sprach zu jener Zeit," fuhr Olivier fort, „von einer Liebe am Hofe, die dem König verborgen ward — — Sie war mit Dir im Kloster von Sankt Annen —"

Frau von Lagieres zuckte furchtbar zusammen. „Olivier!" schrie sie auf.

Sie wankte drei Schritte von ihm weg; ihre feine weiße Stirn sank auf das Brevier ihres Betpultes nieder.

Olivier lächelte kalt. Er wußte es nunmehr: seine Schwester war für die Königin geopfert worden; gleichviel für's Erste, ob durch Anna oder Richelieu.

In diesem Augenblick hörte er die Thurmuhr von St. Germain l'Auxerrois die achte Stunde des Abends schlagen. Es war der Zeitpunkt, den Richelieu ihm zur Uebergabe seines Briefes an die Andarini bestimmt.

„Ich muß fort, Stephanie!" sagte er hastig mit einem Händedruck. „Ich danke Dir, meine Schwester. Bin ich nicht rein geblieben, so bist Du es vielleicht trotz allen Scheins. Wir sehen uns wieder

— ich will von Dir erfahren, was mich trösten soll.“

Im nächsten Augenblick war er hinaus. An der Thür stand er überlegend noch einige Minuten still.

„Ich werde noch diesen Abend wiederkommen,“ sagte er zu sich selbst.

Er nahm den Brief des Cardinals heraus, besah ihn, steckte ihn wieder ein, ordnete schnell sein Haar und eilte in's Hotel de Soissons hinüber, wo ihn die Andarini erwartete. Sie saß in einem kleinen, von duftenden Wachskerzen erhellten Gemach in einem einfachen Anzug von indischer Leinwand, der ihre üppigen Formen um so verlockender ahnen ließ, je mehr er sie verhüllte. Vor einem Divan stand ein Tischchen mit Blumen, Kerzen und ausgesuchten Speisen bedeckt. Carlotta erhob sich anmuthig und lud den Ankömmling ein, ihr Nachtmahl zu theilen.

„Ich habe Sie erwartet, Herr von Broc — Se. Eminenz hat Sie mir melden lassen, und ich habe mich auf Ihren Besuch gefreut. Das Glück, mit einem Menschen zu verkehren, wird mir selten, und Sie sind mein Freund geworden — in einem Tage — Ich bitte Sie, lassen Sie sich nieder.

Olivier warf einen forschenden Blick auf die Sirene, die zweifellos schöner war, als jedes andere

Weib der Welt. Dieser eiskalte und böse Mensch war freilich selbst einer flüchtigen Regung von Liebe nicht fähig; aber er konnte sie allenfalls heucheln. Er sah sie an und seufzte —

„Signora Andarini," erwiderte er — „lassen Sie mich bei einem Glase Cyperwein schwören, daß Sie die schönste Dame der Erde sind; dann aber gestatten Sie mir, dieser lockenden Tafel den Rücken zu kehren; denn nicht, um mich zu erfreuen — um ernst mit Ihnen zu reden, bin ich gekommen.

Carlotta seufzte kurz — ihr war nicht wohl bei diesem Eingang. Sie hätte lieber Blick mit Blick getauscht — sie hätte lieber ihre Macht versuchen, als ernst mit diesem Manne reden mögen, der ihr huldigte, ohne von ihrer Schönheit entflammt zu sein. Doch hatte sie bereits Weltsitte genug gelernt, um ihre Stimmungen zu verbergen; ein Wink entfernte die Diener; sie machte Olivier ein Zeichen, an ihrer Seite Platz zu nehmen, und sah ihm erwartungsvoll in's Gesicht.

„Sind wir vor Lauschern sicher?" fragte er.

„In diesem Zimmer, ja! — Sie können sich überzeugen."

Olivier that es. Das Zimmer war wirklich von

einer breiten Galerie umgeben, deren einziger Eingang von Carlotta verschlossen ward.

„Daß mich der Cardinal mit Ihnen allein läßt, beweis't mir viel Vertrauen!" sagte er, als sie zurückgekehrt waren.

„Wundert Sie das?" warf Carlotta hin.

„Signora Andarini!" entgegnete de Broc — „ich bin ein Mann von wenig Worten."

„Wo Thaten reden, sind Worte überflüssig!" bemerkte Carlotta mit ermunternder Galanterie.

De Broc schien es nicht zu beachten. „Noch bin ich Ihnen fremd, Signora!" sagte er; „ich weiß nicht, ob Sie mein Schicksal kennen. Mein Name war eines bessern Looses werth, als das, was ich Ihnen zu Füßen legen darf. Ich bin hierher gesandt von Sr. Eminenz, und durchbreche ohne Zweifel viel zu früh eine Scheidewand, die er mit diplomatischer Feinheit abgetragen wissen will. Der Cardinal von Richelieu bestimmt mir — ich darf nicht sagen, Ihre Hand — aber die Ehre, Ihnen meinen Namen geben zu dürfen."

„Ach!" rief Carlotta erröthend — „das überrascht mich in der That."

„Ich glaube, Sie wußten es bereits," entgegnete de Broc mit einem Anflug von Unwillen. „Lassen

wir die Verstellung fahren. Sie kennen mindestens einen Theil meines Schicksals — ich kenne das Ihre. Sie sind dem Könige verfallen, ohne ihm zu gehören — Sie sind an ihn gebannt, dafür aber auch Herrin aller seiner Entschlüsse. Der Cardinal hält mich für fähig, Ihren Wünschen eine Richtung zu geben; damit ich es thue, sendet er mich an den Altar. So braucht er mich freilich nicht zum Deckmantel fremder Unehre, sondern nur zur Handhabe seiner Politik; sollte aber die eiskalte Tugend Ludwig's XIII. jemals an dem Feuer Ihrer Augen schmelzen, müßte ich mich auch zu ersterem brauchen lassen, denn ich bin ein verurtheilter Duellant und lebe nur, weil, und so lange es dem Cardinal gefällt."

Carlotta machte eine Bewegung um zu sprechen. De Broc fuhr fort:

„Ich werde Ihnen ungeschickt erscheinen, Signora — das ist mir gleichgültig; eines Tages müßte Alles was ich hier sage, zur Sprache kommen, und ich hasse nutzlose Umschweife. Hören Sie mich zu Ende. Ich bin an den französischen Hof gekommen und in die Dienste des Cardinals getreten — nicht weil ich ihn liebte — nicht weil ich seiner Politik huldigte, sondern weil ich's für meine eignen Pläne zweckmäßig erachtete, mich ihm anzuschließen. Sie waren groß und

scheiterten. Sie waren nicht verbrecherisch, aber sie waren gegen ihn. Das ist das eine Blatt unseres Schuldbuches; gehen wir zum nächsten über. Ich hatte eine Schwester, die mir theuer war — theurer als die Bande des Blutes bedingen; sie war schön und ich liebte in ihr die ganze rühmliche Vergangenheit meines alten Geschlechts. Der Cardinal von Richelieu begünstigte eine entehrende Werbung des Grafen von Soissons, um meine Schwester als Deckmantel für die damals mehr als zweifelhafte Ehre der Königin Anna zu gebrauchen.

„O, heilige Maria! was sagen Sie da?" unterbrach entsetzt die Andarini.

„Es war der Cardinal Mazarin, der Sie liebte! ich glaube es wenigstens und werde es ergründen!" sagte de Broc, indem eine düstere Genugthuung über sein farbloses Gesicht blitzte — „aber hören Sie mich weiter. Entehrt in den Augen des Hofes, blieb meiner Schwester nichts übrig, als sich in ein Kloster zu retten. Ihr Verlobter weigerte sich der Vollziehung der Ehe. Gerührt von ihrem Unglück, gelobte der Graf von Soissons in einem Augenblick der Reue, durch seine Hand den Leichtsinn seiner anfänglichen Bewerbungen wieder gut zu machen. Es war nicht in dem Plan des Cardinals; er hintertrieb die Aus-

führung dieses Vorsatzes und zwang scheinheiligerweise den Herrn von Lagieres zur Ehe mit Stephanie, nachdem er ihm zuvor das Lehen von Gaugain mit seinem festen Schloß entrissen, an dessen Nichtbesitz meine Pläne scheitern mußten. Jetzt kommt das dritte Blatt, dessen Inhalt Sie theilweise kennen. Nicht ahnend, auf welche ehrenvolle Weise der Graf sein früheres Unrecht zu sühnen gedacht, forderte ich ihn zum Duell und ward verwundet und gefangen. Der Cardinal konnte mich bluten lassen, ohne mich und sich zu beschimpfen. Nichts von dem Allen. Er erinnert sich, daß ich Geschick und Klugheit habe — er läßt mich begnadigen, läßt mich leben unter dem Beil des Henkers und zieht mich aus der Haft zur rechten Zeit, um mich für seine Zwecke auszubeuten, mich als Spion und Eunuch zu gebrauchen, bis das Werkzeug stumpf geworden. Ich frage Sie, wie diese unnachahmliche Methode, Männer zu entehren, Ihnen gefällt."

„Verschonen Sie mich! haben Sie Erbarmen!" bat die Andarini übermannt.

„Ich frage Sie," wiederholte de Broc mit einigem Nachdruck, „ob Sie das ertragen und einem Manne dienen wollen, der zu solchen Greueln, als den geringsten seines Lebens, fähig ist."

Die Andarini schlug die Hände vor die Augen und antwortete nicht.

„Nun, bei Sankt Dionys," sagte de Broc mit Kälte — „ich sehe, daß ich mich in Ihnen irrte. Sie vergaßen des Mannes Ihrer ersten Liebe — der Ihnen durch Richelieu entrissen ward — Sie vergaßen Ihrer Kinder — wie sollten Sie der Leiden Frankreichs gedenken?"

Er wandte sich zum Weggehen; Carlotta flog auf und hielt ihn zurück.

„Sie lieben mich nicht," sagte sie fest, „aber ich will nicht, daß Sie mich verachten."

Olivier faßte sie in's Auge, sie war bezaubernd schön in diesem Augenblick.

„Der Cardinal bestimmt mir Ihre Hand; es ist das erste Glück, was ich ihm verdanke; es sollte billig meinen Zorn entwaffnen — — Wollen Sie mir angehören — Carlotta" — flüsterte er — „ich meine, nicht nur vor der Welt?"

Carlotta erröthete ein wenig. „Wir werden ja sehen!" antwortete sie halblaut mit gesenkten Augen.

„Und wollen mir helfen, die Flecken meiner Ehre durch unerhörte Rache auszulöschen?"

„Wir werden ja sehen!" wiederholte sie wie vorhin — „wir werden ja sehen."

„So werden wir auch siegen!“ sagte Olivier galant; „Cäsar's Vermächtniß wucherte in diesen schönen Augen! Darf ich die Füße küssen, Signora, die den Nacken des Königs von Frankreich zum Schemel haben? Ich könnte glücklich sein mit einem Wort —“

„O!“ rief Carlotta — „ich darf es unmöglich sprechen; ich lasse mich mit Ihnen auf eine Verschwörung gegen den König ein; das ist gefährlich. Indessen bin ich eine sichere Vertraute, Herr Olivier von Broc. Verlassen Sie sich darauf; wir werden uns wiedersehen.“

Sie verbeugte sich zum Abschied, und Olivier verließ sie, um zu seiner Schwester zurückzukehren.

Stephanie war während der Zeit in der tiefsten Seelenqual umhergeirrt.

Verrätherin an ihrer Freundin und Königin! — dahin war sie gekommen! Und sie sah keinen Rückweg mehr!

An einem einzigen Schimmer von Trost hafteten ihre müden Augen in dieser Dunkelheit. War sie Verrätherin — war sie Spion — so war sie es zum eignen Frommen der Königin; sie wußte ja, daß Richelieu Anna's von Oestreich Verderben nicht wollen konnte! Was sie allein verderben konnte,

war das Gelingen ihrer Plane und das Geheimniß, welches Stephanie einst mit ihrer eigenen Ehre besiegelt hatte.

Aber was hatte Olivier gesagt? Was bedeutete die tödtliche Frage, die noch in ihrem Ohre wiederhallte? Wer war der Dämon, der jenes furchtbare Geheimniß mindestens halb verrathen hatte? — Ein Wort von Olivier, und sie und Anna und Richelieu selbst waren verloren.

Stephanie's erster Gedanke war, dem Cardinal ihre Furcht mitzutheilen; im zweiten Augenblick bebte sie davor zurück. Ein Wort an Richelieu, das Olivier als möglichen Mitwisser jenes gräßlichen Geheimnisses bezeichnete — und Olivier's Kopf sank unvermeidlich auf dem Schaffot.

Sie sann und sann. Er konnte Verdacht, aber keine Beweise haben. Es existirte kein Beweis, ausgenommen die Correspondenz der Königin mit Richelieu während der Dauer ihres Aufenthaltes im Kloster von Sankt Annen. Die Königin hatte drei bis vier Briefe behalten, welche ihr ehemals vor allen andern theuer gewesen; aber der größte Theil derselben befand sich in Stephanie's Verschluß. War Olivier wirklich wahnsinnig genug, auf Grund eines bloßen Verdachtes etwas gegen den Cardinal zu

unternehmen, so kam es darauf an, jeden Beweis unmöglich zu machen. Sie entschloß sich kurz. Sie öffnete ihr, vorn mit einer Schärpe zusammengehaltenes Kleid, nahm einen an einer schwarzen Schnur befestigten Schlüssel von der Brust, schloß ein hinter ihrem Betpult verborgenes Schubfach auf und zog aus demselben ein Kästchen mit Briefen hervor.

„Sie müssen vernichtet werden — augenblicklich! — auf meine eigene Gefahr!" rief die junge Frau in wirrer Hast, indem sie vor diesen unheiligen Blättern zusammenschauderte, aus deren blaßgewordenen Schriftzügen ihr die glühende Schwärmerei längst begrabener Leidenschaften entgegenschlug — „auch jene Briefe, die die Königin noch in Händen hat, müssen vernichtet werden; die Spuren jener Zeit stehen in unserm Leben; wir brauchen keine andern Zeugen für sie."

Sie nahm das Kästchen, warf die Papiere auf den Kaminrost, zündete eine Kerze an und beobachtete, vor dem Kamin niedergekniet, das Spiel der leichten Flammenwirbel, die in zehn kurzen Minuten Tausende von ewigen Eiden verzehrten. Dann stand sie auf, schloß die Nestel ihres Kleides, warf einen Shawl um die Schultern und verschwand durch die

Tapetenthür, welche mit den Zimmern der Königin in Verbindung stand.

Zwei Minuten später klopfte es an die Thür, welche den äußern Eingang bildete, und die zu schließen Frau von Lagieres in ihrer Aufregung vergessen hatte. Da Niemand antwortete, öffnete der Klopfende aus eigener Machtvollkommenheit. Es war de Broc.

Erstaunt blickte er im Zimmer umher. Beim Scheine der neben dem Kamin auf einem eisernen Leuchter brennenden Kerze gewahrte er die Menge der auf dem Roste glimmenden Papierasche. Befremdet, von einer Ahnung ergriffen, beugte er sich nieder und entdeckte noch einige Fetzen halbverbrannten beschriebenen Papiers. Den Zusammenhang zu begreifen, war leicht. Im ersten Augenblick vernichtet, blickte de Broc, zornentbrannt gegen sich selbst, auf diese stumm gemachten Zeugen der Vergangenheit, auf deren Enthüllung er seine Zukunft zu bauen gedacht.

„Ich Thor — ich glaubte nicht, daß sie so schnell sein würde!" rief er, indem er sich niederbeugte und mit zitternden Fingern in der wirbelnden Asche zu wühlen begann — „ich ahnte nicht, daß so viele gefährliche Dokumente existiren könnten! Aber vielleicht begünstigt mich der Zufall — vielleicht

enthält einer dieser halbverbrannten Fetzen ein Wort, welches meine Anklage begründen kann."

Er nahm die Kerze in die linke Hand, leuchtete über den Rost und fuhr fort, vorsichtig die Asche zu durchstöbern. An einer halbversenkten Schnur hing ein zur Hälfte weggeschmolzenes Siegel und er erkannte den Herzogsmantel und die drei spitzwinkligen Doppelsparren aus dem Wappen der Richelieu. Mit einer Miene teuflischer Befriedigung blies er die Asche bis auf das letzte Stäubchen herunter und legte es zwischen die Blätter eines Taschenbuchs. Da plötzlich leuchtete ein weißer Streif unter dem Rost hervor. Mit der Schnelle des Gedankens fuhr de Broc mit der Hand durch die noch schwach glühenden Stangen desselben. Ein Blatt Papier war halbverbrannt durch die Stangen hindurch in den untern Raum des Kamins gefallen.

Hätte de Broc einen Blitz neben sich in die Erde schlagen sehen — wäre ein Todter aus seiner Gruft erstanden — er hätte keine fürchterlichere Ueberraschung haben können, als die, welche ihn, indem er die noch lesbaren Worte beim Schein der mattbrennenden Kerze entzifferte, für den Augenblick lähmte, von Sinnen brachte, zu Boden warf.

„O Himmel!" schrie er auf, indem er wie ein

Rasender die Hand mit dem Papier in die Höhe reckte — „der Cardinal — Richelieu — diese Liebe — — er war es selbst!!"

Und aufspringend, und das, den schützenden Blättern seines Taschenbuchs anvertraute Papier in seinen Busen bergend, stürzte er aus dem Zimmer.

Er hatte die Thür hinter sich geschlossen, und schlich, kaum einen Athemzug wagend, über das Parquet des kleinen Vorzimmers, als er aus dem eben verlassenen Gemach Tritte und Stimmen erschallen hörte. Er glaubte seine Schwester zu vernehmen und kehrte um. Das Auge an die Thürspalte gedrückt, erkannte er Stephanie und Annen von Oestreich selber.

Er sah die Königin ein Päckchen mit Briefen hervorholen und gleichfalls im Kamin verbrennen. In sein Herz brannte jeder emporlodernde Funken eine Wunde; er mußte der Vernichtung dieser (ohne Zweifel der letzten!) Dokumente der Schuld Annens von Oestreich beiwohnen, ohne sie verhindern zu können. Er sah hierauf die Königin angelegentlich, aber leise mit Stephanie sprechen, welche stumm und blaß, nach ihrer Angabe Verschiedenes schrieb und siegelte. Von dem, was Beide redeten, verstand er, trotz des angestrengtesten Horchens, nur einzelne Worte,

aus denen er jedoch so viel entnahm, daß es sich darum handle, eine Depesche der Friedensfürsten von Sédan durch Hülfe des Pater Caussin auf dem Wege nach Versailles, in einem auf der Mitte des Weges gelegenen Walde in Empfang zu nehmen.

„Wohlan," sagte er zu sich selbst — „ich muß mich dieses Pater bemächtigen — Mit seiner Hülfe stürze ich Richelieu und mache meine Schwester zur Gräfin von Soissons, noch ehe viele Tage verstreichen."

Besorgt, daß man ihn überraschen könne, schlich er auf den Zehen dem Ausgange zu. Als er die Thür öffnete, prallte er zurück — in dem Halbdunkel der großen Galerie stieß er auf die braune Kutte des Pater Joseph.

„Ei, Ei! mein Herr Gesandter, was thun Sie hier?" rief Joseph in spöttischem und gleichzeitig mißtrauischem Ton. „Ich glaubte Sie bei der Signora Andarini."

„Ich bin bei ihr gewesen; jetzt komme ich von meiner Schwester!" rief de Broc schnell gefaßt. „Ich habe Letztere leider nicht gesehen; ihre Thür war verschlossen."

Der Pater Joseph rümpfte die Nase und ging mit einem geringschätzigen und gehässigen Seitenblick

an ihm vorüber. „Ich werde gleichfalls einen Versuch machen, Ihre Frau Schwester zu sprechen,“ sagte er boshaft; „vielleicht bin ich glücklicher, als Sie.“

In de Broc's Blut kochte die Wuth gegen diesen Kapuziner mit erneuter Heftigkeit auf; er schwur bei Himmel und Erde, ihn zu verderben.

„Ich werde handeln müssen, und das schnell!“ sagte er zu sich selbst, als er ihn aus dem Gesichte verloren — „dieser Mensch ist im Stande, Mißtrauen zu fassen, und ein Wort von ihm ist mein Tod! — Ich thue gut, so bald als möglich speciell für ihn zu sorgen. Was mich betrifft,“ fuhr er nach kurzer Pause fort — „so sagt man, daß der König die Andarini liebe; vielleicht erkauft er sie von mir für einen Federstrich, durch mein Todesurtheil, wenn er anders nicht schon für diesen verbrannten Brief so viel bezahlt.“

Gelassen begab er sich sodann zu Richelieu, machte ihm einen erdichteten Bericht über seine Zusammenkunft mit der Italienerin, und erbat sich von ihm die Erlaubniß, am nächsten Tage verschiedene Schriften, die er im Kerker angefertigt, aus der Bastille holen zu dürfen. Die Memoiren seiner Gesandtschaften befänden sich darunter, nebst interessanten Notizen über die Verfassung des Hofes zu Brüssel und den Haushalt der einstigen Königin von Frankreich, Maria



von Medicis. Der Cardinal gewährte es; de Broc empfahl sich, schrieb noch ein Billet an Carlotta, mit der Bitte, auf jede mögliche Anfrage zu erwidern, daß er morgen, als am nächsten Tage, mehrere Stunden bei ihr verlebt habe, und begab sich dann, voll von Plänen und neuen, nimmer ruhenden Hoffnungen, mit einer Befriedigung zur Ruhe, als ob er das beste Gewissen von der Welt habe und ihm noch niemals eine Berechnung fehlgeschlagen sei.

Der Pater Joseph war unterdessen zu Stephanie gegangen, um sich zu erkundigen, ob Olivier bei ihr gewesen. Stephanie berichtete, daß dies allerdings vor drei bis vier Stunden der Fall gewesen sei, und konnte die Ueberzeugung nicht verhehlen, daß, wenn Pater Joseph ihn jetzt an ihrer Thür gesehen, er ohne Zweifel gehorcht habe.

„Ich habe es immer gesagt," brummte Joseph vor sich hin — „diese Bestie muß fort; so lange sie vorhanden, ist man seines Lebens nicht sicher, zumal, wenn man die Schlösser seiner Thüren nicht im Stande hält. Und nun, Madame, — wie steht es mit den Nachrichten aus Spanien?"

„Wir haben den Vertrag!" entgegnete Stephanie bebend; „die Königin fertigt diese Nacht eigenhändig eine Abschrift desselben; ich habe Auftrag, das



Original morgen an die Priorin des Val de Grâce*) zu bringen, aus deren Händen ein Abgesandter des Grafen von Soissons ihn in Empfang nehmen wird. Erwarten Sie mich morgen den ganzen Tag, wo möglich rechts in der ersten Seitenkapelle der Kirche von St. Roch; dort werde ich Ihnen die dahin gehörigen Papiere einhändigen."

Der Pater Joseph rieb, wie gewöhnlich, als Ausdruck seiner Befriedigung die rauhen Finger.

„Der Himmel wird Sie dafür belohnen!" sagte er, indem er Stephanien derb die Hand schüttelte — „vielleicht" — fügte er mit einem ächten Mönchswitz hinzu — „erlös't er Sie von Ihrer quälenden Frömmigkeit! Sie sehen, durch Ihre Tugend locken Sie keinen Hund aus dem Ofen, und durch die erste zweideutige Handlung, die Sie begehen, retten Sie einen Staat."

*) Ein von Annen von Oestreich gegründetes Benediktinerinnenkloster, ihr Lieblingsaufenthalt.

Viertes Kapitel.

„Eine
So tugendhafte Königin —!!"
Schiller.

In seinem Jagdschlosse zu Versailles saß Ludwig XIII. am Fenster — ganz allein — ganz verlassen. Verzweifelnd an aller Welt und müde aller Welt, war er in diese Einsamkeit geflüchtet, um einmal frei zu athmen, um einmal zu vergessen — um endlich einmal auszuruhn. Er saß am Fenster und starrte in die Leere. Es war Leere in ihm und außer ihm. Zum Sterben erschlafft durch den, ein Menschenleben hindurch ausgehaltenen Druck, ein jammervolles Bild der Vernichtung, hatte er kaum noch die Kraft, das heimlich ersehnte Ende seiner Lebensqual durch Wunsch und Gebet herbei zu rufen. Schon

damals begann in der Seele dieses unglücklichen Monarchen jener langsame und entsetzliche Todeskampf, der erst fünf Jahre später den längst schon lebensunfähigen Organismus aufzulösen vermochte.

Er saß und starrte in die Leere. Auf seinem Bette, auf seinen Stühlen, unter dem Tische lagen seine Hunde. Sie schliefen; sie waren müde wie ihr Herr. Ueber dem Eingang des Zimmers, in einem mit Hirschgeweihen und künstlich aus Holz geschnitzten Rehköpfchen verzierten Rahmen hing ein Bild der Andarini; er sah es an und seufzte; auch sie hatte ja seiner kranken Seele kein Glück zu geben vermocht! Er wandte sein Auge einer Tapetenthür zu, welche zu einer einst für Anna von Oestreich eingerichteten Zimmerreihe führte — er gedachte seiner häuslichen Zerrissenheit — seiner Ehe, die von der Ehe nur den Namen hatte — seines kinderlosen Alters — seines, für einen leichtsinnigen und treulosen Bruder zu solcher Höhe der Macht erhobenen vielfach angefochtenen Throns. Er dachte an den Cardinal, der ihn mit dem Herzen verlassen, und seufzte —? Was konnte er weiter thun? Sein ohnmächtiger Haß gegen diesen Mann, der ihn vernichtet hatte mit seiner geistigen Gewalt, der ihn als Werkzeug zu Thaten gebraucht, an denen er

zersplittert war, verhauchte peinvoll unter den herzbrechenden Seufzern lastenden Lebensüberdrusses! Er hätte sich gern gefragt, ob es eine Zukunft geben könne — ohne Richelieu! — aber er scheute die Folgerungen dieses Gedankens. Richelieu hinweggelöscht aus der Schöpfung, war eine unmögliche Vorstellung für ihn; Richelieu war seine Welt, wenn auch eine ihm verhaßte. Und dennoch faßte ihn in den extremen Augenblicken seiner Seelenpein wie ein Wahnsinn der Wunsch, das Nichts hinter dem Namen Richelieu zu schauen. Das waren dann Bilder von Verschwörungen — von Gift — von heimlich gedungenen Mördern. War Richelieu mehr als jener Florentiner, den, seiner Mutter zum Trotz, die Kugel Vitry's traf? — war er gefeit? — war keiner dieser braven Prinzen, die, wie er wohl wußte, in Sédan Pläne gegen Leben und Regiment des alten Fuchses brüteten, fähig, ihn zu vernichten und zu ersetzen? Was kümmerten ihn die vergangenen Thaten des Cardinals? was hatte er hinfort, nun er nicht mehr von ihm geliebt ward, noch von ihm zu hoffen? Sein Herz brach in der Sehnsucht nach Freiheit; er wußte, wer sie ihm bringen konnte, sobald er sich entschloß, von der Erfüllung seines Wunsches durch ein Wort das Verbrecherische zu

nehmen. Er sann und träumte hin und her. — — Da plötzlich öffnete sich die Thür — der Pater Caussin stürzte herein, bleich, athemlos, mit gesträubtem struppigen Haar, Schrecken und boshaften Triumph in seinen Blicken.

„Sire, Sire —" stammelte er, wie außer sich — „eine Nachricht habe ich erhalten — O! — das Unerhörte, Sire — es ist geschehen! Ich kann nicht mehr!"

Der König sprang erschreckt von seinem Sitze auf. Trotz seiner Unzufriedenheit und seinen Zweifeln dem Pater Caussin gegenüber, fiel er, nun er ihn halb bewußtlos in den Lehnstuhl sinken sah, in ein theilnehmendes Entsetzen.

„Was fehlt Ihnen? — ich bitte Sie, ehrwürdiger Pater Caussin! reden Sie! — erholen Sie sich!" rief der arme Mann, indem er mit eigener Hand Wasser aus einer Kanne in ein Trinkhorn goß.

„O, Himmel!" rief der Pater, indem er mit der Rechten das dargebotene Trinkhorn zurückwies und mit der Linken auf ein, auf einem Gesims stehenden Weinkrug deutete — „Worte fassen es nicht, und ich weiß nicht, ob es nicht eine Sünde vor Gott ist, es zu wiederholen."

„Um Gotteswillen!" rief jetzt Ludwig XIII., ernst-

lich besorgt werdend — „reden Sie und quälen Sie mich nicht unnütz! Hat man Sie beleidigt? Sind Sie angefallen worden? Hat Ihnen der Cardinal etwas zu Leide gethan?“

„In der That!“ stammelte der Jesuit — „Ew. Majestät errathen es — ich bin angefallen worden.“

„Von Räubern?“ warf Ludwig XIII. hin.

„Nein, nicht von Räubern, Ew. Majestät! von einem, wie es schien, sehr anständigen Menschen. Ich bin vernichtet von dem, was er mir gesagt.“

„Nun, so reden Sie doch!“ rief der König mit einem Anflug von Ungeduld. „Wo hat man Sie denn angefallen?“

Der Pater Caussin schnappte nach Luft und setzte sich in Positur:

„Es war in dem Holze, welches mitten auf dem Wege zwischen Paris und Versailles liegt — heute Morgen — eine verkappte Männergestalt. Ich ritt auf meinem Maulthier völlig friedlich meiner Wege —“

Ludwig XIII. begann mit großer Spannung zuzuhören. Der Pater Caussin fuhr fort:

„Ich ritt und dachte eben an die Gerüchte, welche über die Truppenwerbungen des Grafen von Soissons im Volk und bei Hofe in Umlauf sind, als plötzlich mitten im dicksten Wald eine verkappte Männergestalt

aus dem Dickicht sprang und meinem Thiere in den Zügel fiel."

„War sie bewaffnet?" fiel der König ein.

„Ich weiß nicht, ob bewaffnet; beritten aber jedenfalls; das Pferd war in einer Entfernung von 50 Schritt von dem Reitwege, auf dem ich mich befand, an einen Baum gebunden. Der Schreck machte mich stumm; ich ließ die Zügel fahren. Der Mann bemächtigte sich ihrer und sagte mit einer tiefen, mir völlig unbekannten Stimme: „Beichtvater Jesuit, Ihr steht in dem Verdacht, die Interessen der Friedensfürsten von Sédan bei Sr. Majestät zu begünstigen —" (Ich bemerke, Sire, daß ich das nie beabsichtigt habe!) — „Wenn diese Prinzen nun nichts Anderes, als den Sturz des Cardinals von Richelieu zum Zwecke haben, so könnt Ihr ihnen mit einem Wort sehr viele Mühe sparen!" Ich horchte natürlich gespannt auf. „Ihr dürft dem Könige nur sagen," fuhr der Unbekannte fort — (Ich flehe Sie um Vergebung, Sire!! —) Ihr dürft dem Könige nur sagen, daß der Cardinal von Richelieu und die Königin Anna sich geliebt haben."

Wie vom Bliz getroffen, taumelte Ludwig XIII. von seinem Stuhl in die Höhe; nach einer Stütze suchend, griff er mit den Händen in der Luft umher;

der Pater Caussin eilte auf ihn zu, faßte ihn um den Leib und leitete ihn mit Mühe bis zu seinem Ruhebett, auf dessen niedrige Polster er bewegungslos, mit der Schwere eines Bleiklumpens, niedersank.

„Ich will diesen Majestätsverleumder hängen und viertheilen lassen, er verpestet die Welt!" rang sich aus seiner Brust empor — — „wer war der Mensch?!"

„Ich weiß es nicht!" entgegnete der Pater zitternd. — „Ich weiß nichts weiter, als was er mir gesagt."

„Fahren Sie fort!" unterbrach der König. „Er hat Ihnen also noch mehr gesagt? Wiederholen Sie, was Sie vorhin ihm nachgesprochen!"

„Wie ich bemerkte —" begann bebend der Jesuit — „er sagte mir, daß der Cardinal von Richelieu und die Königin Anna von Oestreich sich geliebt haben —"

„Weiter — weiter —"

„Daß das Gerücht eines Verständnisses zwischen Ihrer Majestät und dem Abbate Mazarini eine Lüge war, erfunden zu Gunsten des Cardinals von Richelieu —"

„Wenn es wahr ist — keine Rache soll mir genügen!" hauchte der unglückliche König außer sich.

„Daß Madame Stephanie von Lagieres die einzige Vertraute der Königin gewesen —"

„Auf die Folter mit ihr, bis sie beichtet!“ rief Ludwig XIII. wüthend.

„Daß Pater Joseph es war, der diese Anschläge ersann und ausführte —“

„Vertilgt werden soll er vom Erdboden — mit Gift, Dolch, Schwert und Feuer!“ schluchzte der König, indem er, seiner Sinne unmächtig, auf's Gesicht stürzte und in nicht mehr menschlichen Lauten wehklagte.

Der Pater Caussin war ein wenig entsetzt ob der Unbändigkeit dieses Schmerzes, welcher sein Ziel zu überspringen schien. Nicht die schwache Seele Ludwig's XIII. — die zertretene Ehre der Bourbonen war es, die sich wie ein Wurm krümmte in selbstvergessener Qual. —

„Sire, Sire!“ rief der Beichtvater — „bedenken Sie, daß es sich hier nicht um Gefühle, sondern um Beweise handelt. Sie können durch diese Anklage den Cardinal stürzen; aber er wird sich ohne Falsch wie die Tauben stellen, wenn Sie nicht klug wie die Schlangen sind.“

Eins von den wenigen Malen seines Lebens fand Ludwig XIII. für sein Gefühl eine königliche Aeußerung.

„Ich habe noch nicht daran gedacht,“ sagte er

stolz — „daß ich dieser Anklage bedürfte, um ihn zu stürzen.“

Dann stand er auf und fügte gelassener hinzu: „Es ist nicht möglich — ich kann's nicht glauben, und will es nicht.“

Der Beichtvater zuckte verlegen die Achseln. Der König ging unsicheren Schrittes und umflorten Auges auf und ab.

„Ich kann's nicht glauben!“ wiederholte er — „dieser Mensch war verkappt — er scheut das Tageslicht. Vielleicht ein Feind des Cardinals! — verleumden kann ein Jeder.“

„Er sprach sonst von einem Beweis, den er in Händen habe“ — bemerkte Caussin schüchtern; „ich sollte ihn morgen um dieselbe Stunde auf's Neue treffen. Auch hat er Frau von Lagieres genannt.“

„In der That!“ murmelte der König — „es war mir öfters schon, als hätte diese beständige Freundschaft meiner unbeständigen Gemahlin einen besondern Grund. Ich will diesen Kerl einfangen lassen. Mit einer Abtheilung meiner Musketiere können Sie ihn —“

„O, Sire! ich gab mein Ehrenwort, allein zu kommen. Der Mann schien ehrlich und nur für das Beste Ew. Majestät besorgt —“

„Nun wohl, so gehen Sie allein! es scheint nicht viel dabei gewagt,“ sagte Ludwig nach einigem Nachsinnen. „Ich gehe nach Paris zurück. Ich will die Lagieres vernehmen.“

„Und wenn sie beichtet, Sire —“

„Und wenn sie beichtet,“ wiederholte Ludwig XIII. mit erhobener Stimme — „und wenn dieser Mann und diese Frau schuldig sind — bei Gott und allen Heiligen!! so werde ich mich an die Spitze dieser Verschwörung von Sédan stellen —! Ich habe keine Macht mehr, ihm zu befehlen, aber mit ihm kämpfen kann ich noch!“

Fünftes Kapitel.

„Dich hab' ich treu erprobt
Und habe schon in anderm Zorn und Gram
Vor Dir geweint, gebetet und getobt.
Ob ich's auch weiß, Ihr Alle seid nicht werth
Daß man ein menschlich Herz zu Tage kehrt.

Heyse.

Nichts ahnend von den letztberichteten Vorfällen, saß Richelieu in seinem Cabinette zu Ruel und las verschiedene so eben von Sédan aus dem Lager des Marschalls von Chatillon angekommene Depeschen. In einiger Entfernung standen der Staatssekretär Chavigny, der zum Beichtvater bestimmte Pater Sirmond und der vor einer Stunde angelangte Pater Valmar, welcher auf einen Aufblick des Gebieters harrte, um ihn zu begrüßen. Der Cardinal war sehr vertieft; endlich richtete er sich mit einem unwillkürlichen Wehlaute auf und sagte ganz laut vor sich hin: „Ich habe es immer gesagt — diese Art ist viel zu einfältig, um mit Erfolg Verrätherei zu treiben."

Auf einen Wink näherte sich Chavigny.

„Die Sache scheint schneller, als ich gehofft, ihr Ende zu erreichen,“ sagte der Minister, indem er Chavigny die Depeschen gab; „denn Marschall Chatillon, gereizt durch mehrere unkluge Ausfälle derer von Sédan, hat die erst halb befestigte Stadt umzingelt und einen anderen Theil seiner Armee unter meinem Schwager Brézé in der Ebene von Marfée in Schlachtordnung aufgestellt. Der Kurier, der diese Nachrichten bringt, sagt mir, daß Letzterer bereits bei seiner Abreise mit dem Grafen von Soissons handgemein geworden ist, und daß ich heute noch einen zweiten Kurier mit dem Bescheid über den Ausgang der Schlacht haben werde. Nun sehen Sie sich doch ein wenig die Berichte an und urtheilen Sie über die Dummheit dieser Rebellen, die zwei Jahre lang auf die Hülfe Spaniens warten und schließlich losschlagen, während der Vertrag, der ihnen eine spanische Armee zur Verfügung stellt, unterweges ist! So sind sie -- ohne Herz — ohne Verstand — — Mit Chatillon bin ich sehr zufrieden, und wenn mein Schwager Brézé bei Marfée siegt, so soll er Marschall werden.“

Jetzt erhob sich der Cardinal und begrüßte den Pater Valmar herzlich, aber scheinbar ohne Bewe-

gung. Dann öffnete er die Thür und rief mit lauter Stimme:

„Mazarin!"

Durch einen im Vorzimmer wimmelnden Schwarm von Hofschranzen und Beamten arbeitete sich nicht ohne Mühe der jüngst zum Cardinal erhobene Italiener. An der Thür verharrend, nahm Richelieu ihn in Empfang, ohne die tiefen Verbeugungen aller Anwesenden einer Beachtung zu würdigen.

„Ich freue mich," sagte er, „Sr. Eminenz dem Cardinal Mazarin die beiden hochwürdigen Patres Sirmond und Valmar vorstellen zu dürfen. Die unschätzbaren Werke Beider werden sie Sr. Eminenz ohne Zweifel längst bekannt gemacht haben."

Er entfernte sich, um Mazarin fünf Minuten Zeit zu Redensarten zu lassen, verrieth aber, indem er es that, schon im Voraus seine Ungeduld. Dann machte er einem Kammerherrn ein Zeichen, welches so viel bedeutete, als daß er den beiden Mönchen das Geleit zu geben und sich zu entfernen habe. In einem Augenblick war es geschehen.

Der Cardinal winkte Mazarin zu sich heran.

„Mazarin!" sagte er mit gedämpfter Stimme — „da Sie mein Nachfolger sein werden, so muß ich

aufhören, Beziehungen zu haben, in denen Sie nicht mein Vertrauter sind."

Sein Gesicht durch einen süßlichen Ausdruck entstellend, nahm Mazarin auf einem niedrigen Stuhl zu Füßen Richelieu's Platz und blickte auf die Hand des Cardinals, als ob er vor Begier brenne, sie zu küssen. Richelieu sah in dieser Unnatur nichts, als die ihm zukommende Vergötterung; es fiel ihm nicht ein, sie weder anzuerkennen, noch zu tadeln. Er stand auf, ließ sich von Chavigny, der am entgegengesetzten Ende des Gemaches mit Lesen der Depeschen und Ausfertigen von Randbemerkungen beschäftigt war, eins der Papiere geben, überreichte es Mazarin und blätterte, während Jener es durchflog, in dem auf einem Schreibpulte liegenden Mercure de France.

„Sie sehen," — sagte er, nachdem Mazarin geendet, „daß unsere Rebellen — (was mir eigentlich leid thut) — dem König von Spanien, wie es scheint, vergebliche Mühe gemacht haben; denn hoffentlich wird Chatillon uns heute Abend eine Siegesnachricht senden. Mittlerweile möchte ich auf alle Fälle die Königin Anna, deren spanische Correspondenzen die Grenze der Unschuld so weit überschritten haben, von dem Complotte loslösen,

und zwar in einer Weise, die ihr die Lust zu einer Wiederholung ihres Versuches benehmen soll."

„Wenn ich Ihre Absicht recht verstehe" — begann Mazarin —

„Vor allen Dingen", unterbrach Richelieu gelassen, „will ich sie retten und die Andern verderben."

Mazarin's Gesicht nahm den Ausdruck höchster Spannung an.

„Indessen", fuhr Richelieu fort, „will ich sie nicht nur retten — ich will sie auch demüthigen. Ich habe während meiner ganzen langen Verwaltung Nachsicht mit ihren Kabalen zu Gunsten unseres Erbfeindes gehabt; diesmal mag sie sich selbst als schuldig erkennen lernen und es gestehen."

Er zog bei diesen Worten ein neues Packet aus dem Fache seines Pults.

„Hier", sagte er, — „die letzten Chiffern Philipp's IV. und der Herzogin von Chevreuse; sie melden die bereits erfolgte Absendung des Vertrages zwischen Madrid und Sédan — eine würdige Allianz!"

Mazarin blickte hinein, mit einem Interesse, als ob er von der ganzen Sache bis dahin noch keine Ahnung gehabt.

„Das sind die einzigen, die wir aufgefangen haben!“ fuhr Richelieu fort; „die übrigen wird der bereits instruirte Kanzler im Val-de Grace zu finden wissen.“

„Ew. Eminenz beabsichtigen also eine Untersuchung in aller Form?“ rief Mazarin ein wenig erschreckt — „gegen die Königin-Infantin eine gesetzliche Untersuchung —!“

„Exempli causa — ja!“ unterbrach Richelieu wegwerfend; „ich habe diesen Unsinn von spanischen Emissären, Beichtvätern und Maitressen satt und will ihm einen Namen geben, daß er vor sich selber erschrecken soll.“

„In so fern dürfte es allerdings gut sein“ — warf Mazarin hin — „als der Pater Caussin und meine schöne Landsmännin Andarini den König, wie es scheint, sehr für die Bestrebungen der Prinzen von Sédan einzunehmen suchen.“

„Nun freilich!“ erwiderte Richelieu; „sie sind die Rädelsführer von der Partei, wenigstens ist es der Pater Caussin, der weggejagt und durch Sirmond ersetzt werden wird, sobald wir den Vertrag — das Corpus delicti, welches den König zu uns zurückführen muß — in Händen haben.“

„Und die Andarini?"

„Wird ohne Gnade vom Hofe entfernt, sobald sie sich in de Broc's Hand als unnützes Werkzeug erweis't."

„Aber die Königin selbst, Ew. Eminenz?"

„Nun — um den Anmaßungen der Prinzen allen Grund und Boden zu entziehen, muß noch einmal der — freilich wohl hoffnungslose — Versuch gemacht werden, ob sie dem Könige einen Dauphin zu geben vermag."

„Wie!!" rief Mazarin sehr überrascht — „das wollen Ew. Eminenz allen Ernstes?"

„Es gab eine Zeit," unterbrach der Cardinal mit eiskaltem Lächeln, wo ich sie mit Aufbietung aller meiner Kraft von jedem Bande menschlicher Liebe getrennt habe — heut — — will ich sie retten und bereuen lassen und sie mit dem Könige auszusöhnen suchen; es ist meine letzte Rache, mein letztes Wort an sie."

Mazarin verstummte in diplomatischem Erstaunen; die Rede des Cardinals war räthselhaft und schien auf tiefe Geheimnisse zu deuten; aber er war gescheidt und hütete sich, Folgerungen aus Dingen zu ziehen, die ihn nichts kümmerten.

„Ich sage Ihnen" — murmelte Richelieu nach einer Pause mit plötzlicher, unsäglicher Verdüsterung, — „sollten Sie einst an meinem Platze stehen, Mazarin, so suchen Sie von dieser Frau geliebt zu werden; ich habe sie nicht verstanden, diese schreckliche Kunst."

Mazarin fuhr zusammen. Seine erste Bewegung war, sich umzublicken, ob nicht Chavigny oder sonst Jemand dieses Wort gehört. Der Cardinal bemerkte es und verzog den Mund zum Lächeln, indem er sagte:

„Fürchten Sie nichts; ich habe mich nie verrathen, wo ich es nicht gewollt."

In diesem Augenblick klopfte es an die Thür; Chavigny öffnete und keuchend trat ein Bote des Pater Joseph mit einem Brief in das Zimmer. Mazarin sprang auf und nahm das Papier entgegen. Es war ein Billet von Joseph's Hand, welches meldete, daß der Vertrag der Königin von Frankreich mit Philipp IV. von Spanien am nächsten Tage in seinen Händen sein werde.

Ueberrascht durch diese unerwartet schnelle und günstige Wendung der Dinge, beorderte der Cardinal den Herrn von Chavigny, Joseph am Eingange der Kirche von St. Roch zu erwarten, ihm den Vertrag

abzunehmen und denselben ohne Verzug nach Ruel zu bringen. An Joseph schickte er Befehl, dem Könige die gemachte Entdeckung in einer geheimen Botschaft anzudeuten, Maßregeln zur Verhaftung des Pater Caussin zu treffen und dann so schnell als möglich ebenfalls nach Ruel zu kommen. Der Staatssekretair ging und traf den Kapuziner in seiner Wohnung im Cardinalspalast mit Ordnen verschiedener von Stephanie erhaltener Papiere der Friedensfürsten beschäftigt und begab sich mit ihm zugleich in die Kirche von St. Roch, dem Orte des verabredeten Stelldichein mit Frau von Lagieres. Joseph war in einer glänzenden Laune, vernahm die Befehle des Cardinals mit größter Befriedigung und schwur, daß Frau von Lagieres verdiene, unter die Heiligen versetzt zu werden.

Stephanie hatte die Nacht, welche Anna von Oestreich mit der Anfertigung einer Abschrift des spanischen Vertrages zubrachte, in erneuten schweren Kämpfen mit sich selber verlebt. Zum Theil hatte sie sich sogar in dem Zimmer befunden, wo die Königin saß und schrieb, und sich gewundert, daß Anna nicht längst ihre Schuld auf ihrer blassen Stirn gelesen habe. Denn so sehr sie Annens verbrecherisches Beginnen tadelte, so drückte sie doch, gegenüber diesem

schrankenlosen Vertrauen, das Bewußtsein ihrer Treulosigkeit. Sie hätte sich ihr gern zu Füßen geworfen und Alles gebeichtet; aber Richelieu's Rettung, Frankreichs Rettung, der Glaube an die schließliche Unhaltbarkeit der ganzen Verschwörung — Alles das zusammengefaßt, verhinderte sie daran. Sie fühlte, daß eine Umkehr, kurz vor dem Ende — nutzlos und thöricht war. Mit einem Kuß übergab ihr Anna von Oestreich das verhängnißvolle Papier. „Du hast es nie gebilligt,“ sprach sie, „daß ich mich der Macht meines Bruders erinnert habe — um desto tiefer ist mein Dank, daß Du Dich dieses Unglücks erbarmst, das ich, gleichviel um welchen Preis, zu enden entschlossen bin. Dies ist das letzte, was ich von Dir wünsche — —“ „Es ist das letzte,“ antwortete Stephanie.

Ein zweiter Gedanke hatte sie während der Nacht beschäftigt. Sie erinnerte sich der Worte Joseph's vom vergangenen Abend und sah Olivier von augenscheinlicher Gefahr bedroht. Sie liebte ihn nicht — sein Benehmen hatte sie überzeugt, daß er auf's Neue Verderbliches sinne — aber er war ihr Bruder; hatte sie mittelbar zu seiner Verdächtigung beigetragen, so wollte sie es ihm sagen und ihn zu retten versuchen; sie wollte rein sein von der Schuld an seinem

Untergang. In der Kleidung einer Frau aus dem Volke und verschleiert, verließ sie am frühen Morgen das Louvre und begab sich in den Cardinalspalast, wo Olivier seit seiner Freilassung neben dem Zimmer des Pater Joseph wohnte. Sie gab vor, daß sie von der Signora Andarini komme und Herrn von Broc sprechen müsse, und ward nach einigen Umständen eingelassen. Im Vorzimmer hörte sie, daß Herr von Broc noch im Bette sei: sie aber bestand darauf ihn zu sehen, wiederholte, daß Carlotta sie sende und schickte einen Ring hinein, den sie einst in ihren Kinderjahren von ihm selber zum Geschenk erhalten und seit der Zeit beständig am Finger getragen hatte. Beim Anblick dieses Ringes, den er sogleich erkannte, sagte de Broc mit Hast, daß er die Frau empfangen wolle. Stephanie verkleidet im Cardinalspalast! Nur etwas Wichtiges konnte sie zu einem Schritt bewogen haben, der mit ihrem übrigen Gebahren so wenig im Einklange stand. Er warf sich eilig in ein Morgenkleid und befahl, die Frau hereinzuführen. Bei ihrem Eintritt ging er ihr schnell entgegen, gab ihr die Hand und raunte ihr zu:

„Sprich leise und im Patois der Provenzalen; „wir sind hier nirgends vor Lauschern sicher! Was führt Dich her?"

Stephanie schlug den Schleier zurück und Olivier's harte Seele ward von einer Regung des Gefühls erfaßt, als er dies blasse, liebliche, von langjährigen Thränen fast zerstörte Antlitz erblickte, dessen Verfall in diesem Augenblick kein Putz und keine Schminke verbarg.

„Ich komme, um Dich zu retten, Olivier! — wenn Du Dich herablassen willst, einer Warnung Deiner Schwester Gehör zu geben; an diesem Hof bedrohen Dich unvermeidliche Gefahren. Der Pater Joseph hat Dich gestern horchend an meiner Thür gefunden; er hat Verdacht gegen Dich, und so wenig wie er kann ich Dir verhehlen, daß ich Deiner Ergebenheit für den Cardinal mißtraue. Du weißt, daß das Mißtrauen dieses Kapuziners tödlich werden kann."

„In der That!" murmelte Olivier — „in meinem Fall kann es sehr tödtlich werden; es bedarf kaum eines Hauchs, um mich auf den Block zurückzuführen. Ich danke Dir, Stephanie! ich danke Dir von Herzen! Ich will doch sehen, ob ich mich nicht gegen diesen verfluchten Kapuziner sichern kann."

„Ich dächte, Olivier —" wandte Stephanie schüchtern ein — „das Beste wäre, Du versuchtest zu fliehen. Die Worte des Pater Joseph verriethen wenig Lust, Dir eine lange Frist zum Nachdenken zu gestat-

ten; ich stehe Dir aber dafür, daß er zwei bis drei Tage lang sehr beschäftigt sein und Dich halb und halb vergessen wird; da könnte es Dir möglich sein, zu entkommen."

„Ich könnte es ohne Gefahr für meine Pläne wagen!" sagte Olivier sinnend; „der Same ist ausgestreut; zur Ueberlieferung des bewußten Blattes an den Pater Caussin kann ich jemand Anders bestellen. Ich will nach Sédan gehen und mich mit dem Grafen von Soissons versöhnen."

„Thue was Du willst — nur rette Dich!" rief Stephanie, die nur die letzten Worte Olivier's verstanden hatte. „Versprich mir noch heute den Hof zu verlassen! so gut ich Deine Interessen hier vertreten kann, soll es geschehen; verlaß Dich darauf!"

„Nun gut!" versetzte Olivier, indem er ihr die Hand reichte — „ich verspreche es Dir und will Dir eine Bürgschaft dafür geben."

Er nahm ein Blatt Papier aus einem Taschenbuche, faltete es zusamen, schlug es in ein zweites, das er mit Haarkleister verklebte und sagte zu Stephanie:

„Wenn Du mir einen Dienst leisten willst, so sende diesen Brief an di Signora Andarini, mit der Bitte, ihn augenblicklich nach dem Holz von — —

zwischen Paris und Versailles zu schicken und dort auf dem Kreuzwege in der Mitte des Waldes dem Pater Caussin, Beichtvater des Königs, einzuhändigen. Dieses Blatt rettet mir wahrscheinlich für immer das Leben. Weigerst Du Dich der Gewährung dieser Bitte, so nehme ich mein Versprechen zurück und erwarte, was der Pater Joseph gegen mich beginnen wird; Du weißt, ich bin nicht feige und hänge nicht an einem ehrlosen Leben."

„Von politischen Angelegenheiten halte ich mich fern!" entgegnete Stephanie; „wenn Du aber versichern kannst, daß es nichts mit der Verschwörung von Sédan gemein hat, so will ich es von Herzen gern ausrichten."

„Bei meinem Schutzheiligen!" rief de Broc — „es hat nichts zu thun mit dem öffentlichen Geheimniß Eures Complotts; ich kann's beschwören, falls Du es wünschen solltest."

„Nicht doch! — ich glaube Dir!" antwortete Stephanie.

De Broc reichte ihr mit einer Miene lebhafter Befriedigung die Hand.

„Du bist blaß, Stephanie!" sagte er fast zärtlich; „sei gutes Muths! bald werden bessere Tage kommen. Lebe wohl und vergieb mir, daß ich Dich früher so

oft verletzt; meine Beschuldigungen hatten keinen Grund; ich weiß jetzt, daß Du aufgeopfert wurdest!"

Stephanie glaubte, daß Olivier Lust habe, das neulich begonnene Verhör fortzusetzen — eine Verlegenheit, der sie sich keinenfalls auszusetzen wünschte. Sie erhob noch einmal ihr rührendes und krankes Gesicht zu dem seinigen, wiederholte ihre Bitten von vorhin und entfernte sich in dem Bewußtsein, eine Pflicht erfüllt zu haben. Sie kehrte nicht in's Louvre zurück, sondern gab Olivier's Brief, nebst der dazu gehörigen Bestellung, persönlich im Hotel de Soissons ab und verfügte sich von da in's Val de Grace. Hier sprach sie die Priorin und gab derselben, um sie zu täuschen, den Bescheid, daß sie den erwarteten Abgesandten des Grafen von Soissons festhalten möge, bis sie Nachricht vom Hofe erhalte. Von da begab sie sich in die Kirche von St. Roch und händigte dem bereits wartenden Pater Joseph das heißersehnte Dokument ein, welches dieser sogleich an Chavigny mit der Bitte gab, es augenblicklich nach Ruel zu befördern. Joseph selbst eilte nach der Place royale. Hier fand er einen Trupp Bewaffneter in Bereitschaft, an dessen Spitze er dem öfters erwähnten Holze zuritt, um dort den Pater Caussin, der gewöhnlich dem Könige voranzugehen pflegte, so bald er sich blicken

lassen würde, zu verhaften. Er ahnte nichts von dem glücklichen Zufall, der den Pater Caussin, des verabredeten Stelldicheins mit dem Unbekannten halber, früher als er geglaubt an den Kreuzweg führte, wo er sich mit seinen Musketieren aufgestellt hatte.

Er traf ihn gerade zur rechten Zeit, in dem Augenblick, als ein Lakai der Andarini ihm den bewußten Brief einhändigte, der bei dem Könige als Beweis des Einverständnisses zwischen Anna und dem Cardinal dienen sollte, und störte das Begegnen auf ziemlich überraschende und unangenehme Weise. Er glaubte hinter eine bloße List der Andarini zu kommen und freute sich auf einen schlagenden Beweis ihres geheimen Vernehmens mit dem Pater Caussin und den Verschwörern; wer aber malt sein Entsetzen, als er das Blatt aufriß und entfaltete und jenen Brief erblickte, den er vor Jahren einst, am Todestage Marillac's, dem Cardinal diktirt und der die geheimsten Fäden des ganzen Verhältnisses enthüllte, an welchem für ihn, Anna und Richelieu Leben und Vernichtung hing.

Wie war dieser Brief in die Hände eines Lakaien der Andarini gekommen?

Das war die große Frage. Dieser Brief, den er längst vernichtet geglaubt, konnte sich begreiflicher

Weise nur im Besitz der Königin oder ihrer Vertrauten, der Frau von Lagieres, befinden! Gab es noch mehr dergleichen Dokumente? War noch ein einziges vorhanden, so mußte es ohne Verzug aus der Welt geschafft werden!

Er nahm einem der berittenen Garden, welche den Pater Caussin nach der Bastille transportiren sollten, sein Pferd ab und jagte so schnell er konnte nach Paris zurück in's Louvre.

Aber hier harrte seiner eine Ueberraschung. Eine grenzenlose Verwirrung empfing ihn. Die Thore waren gesperrt; Abtheilungen von Gensd'armen hielten in den Höfen; die Wachen an allen Ausgängen waren verdoppelt; eine lange Reihe von Wagen befand sich am Ausgang der großen Treppe, und Joseph verstand augenblicklich, was das Alles bedeute.

„Der Cardinal ist schnell! er hat den Vertrag erhalten und mit einem raschen Entschluß die Maske fallen lassen!" dachte er — „desto besser! Das wird dem König von Spanien und unsern Aufrührern von Sédan, so wie diesen Damen, die sich in Staatsgeschäfte mischen wollen, das Kabaliren gründlich verleiden."

Der Pater drängte sich durch; er nannte sich,

legitimirte sich als vom Cardinal kommend, und ward ohne Weiteres ehrerbietig durchgelassen. Im Innern des Palastes schien die Verwirrung noch größer. Die Ausgänge sämmtlicher Galerien waren ebenfalls von doppelten Wachen besetzt, die Galerien selbst verlassen. Der Pater Joseph drang ungehindert bis zur Thür der Frau von Lagieres vor; er fand sie offen; auf der Schwelle begegnete ihm Stephanie selbst, an ihrer Seite zwei Musketiere des Königs und ein Offizier mit gezogenem Degen. Hinter ihr her stürzten fünf bis sechs junge Damen, verstörten Blicks — schon in Nachtgewändern oder nur zur Hälfte bekleidet, außer sich, mit allen Zeichen des Schreckens.

„Hülfe! Hülfe!" schrie es wirr durch einander — „Retten Sie sich, Madame! Eine Abtheilung der Gensd'armerie steht vor dem Ausgange des Schloßflügels! Man verlangt nach Ihrer Majestät! Das ist die Hand des Königs! Das ist der Cardinal!"

Der Pater Joseph wollte seinen Augen nicht trauen. Frau von Lagieres gefangen? Durch wen denn und wozu? War es ein Traum? War es ein Gaukelspiel des Cardinals? Doch nein! Ihre Begleiter waren Musketiere des Königs! Was

konnte der König mit ihr beabsichtigen? Es war ja klar, er war Zeuge eines Gewaltstreiches des Königs, ausgeübt auf eigene Gefahr, sicher nicht mit Bewilligung oder nur mit Vorwissen des Premierministers! In seiner Bestürzung fiel ihm wieder der Pater Caussin ein. Er faßte nach der Brusttasche seiner Kutte, um den verrätherischen Brief festzuhalten. O Himmel und Erde! Dem König mußte etwas verrathen sein! Er faßte den Offizier beim Kragen; der junge Mann hielt ganz verblüfft seine Schritte an.

„Was geht hier vor?" donnerte der Kapuziner. „Frau von Lagieres! Ich will nicht hoffen, daß man etwas gegen diese Dame zu unternehmen gesonnen ist. Ein Mißverstand allein —"

Stephanie erwiderte nichts. Der Offizier antwortete, indem er Miene machte, den Marsch fortzusetzen:

„Se. Maj. der König hat befohlen, die Frau von Lagieres zu verhaften."

„Wo ist der König?" rief Joseph mit Hast.

„Wahrscheinlich auf dem Wege von Versailles hierher!" antwortete der Offizier.

„Teufel!" rief der Kapuziner, indem er sich mit der Faust gegen die Stirn schlug — „das muß der

Cardinal erfahren, noch ehe mehr verrathen werden kann."

Und zu Stephanien gewandt, sagte er mit einem bedeutsamen Blick:

„Fürchten Sie nichts, Frau von Lagieres! Bei meiner Seele, hier waltet ein Mißverständniß! Was auch geschehen möge, verlassen Sie sich auf Se. Eminenz, wie er sich auf Sie verläßt; bei Ihrer Seligkeit bitte ich Sie darum!"

Stephanie erhob ihre sanften Augen.

„Ich weiß nicht, was man mit mir vor hat!" sagte sie leise; „was aber auch geschehen möge — fürchten Sie nichts von mir. Ich habe viel gesündigt und gelitten, um einem Menschen treu zu sein."

Sie ward hinweggeführt. Kochend vor Wuth, daß er es nicht verhindern konnte, lehnte der Pater Joseph aus dem Fenster und sah sie in einen verdeckten Wagen steigen und über den Hof des Louvre rollen. Unterdeß verdoppelte sich der Lärm in den anstoßenden Zimmern; die Thür ward aufgerissen, und Joseph blickte gerade in das Schlafgemach der Königin. Durch den seltsamen Anblick, der sich hier seinem Blicke darbot, blieb Joseph auf der Schwelle festgebannt stehen. Der Schein vereinzelter im Zug-

wind flackernder Kerzen beleuchtete schwach und phantastisch eine bizarre Scene. In einem ziemlich vollständigen Kostüm, aber unfrisirt und ohne Handschuhe, stand die Königin gesenkten Hauptes vor Herrn von Chavigny, welcher beschäftigt war, die Schnur eines ziemlich umfangreichen Packetes zu durchschneiden. In einiger Entfernung befanden sich mehrere Staatsbeamte höheren Ranges. Durch die gegenüberliegende, ebenfalls halboffene Thür sah man die Hellebarden einer Schweizerabtheilung blitzen. Rings umher kauerten die Damen der Königin in völlig defecten Toiletten.

Jetzt öffnete Chavigny den Mund. Gespannt auf's Aeußerste, strengte der auf der Schwelle von Stephanie's Zimmer stehende Joseph alle seine Gehörsnerven an, um die Worte des Staatssekretairs zu verstehen.

„Ich frage im Namen des Königs und Sr. Eminenz," hub Chavigny an, indem er das Packet entfaltete — „ob Ew. Majestät die Briefe, welche ich Ihnen vorzulegen die Ehre habe, freiwillig für die Ihrigen erkennen?"

Die Königin zuckte heftig zusammen. Auf ihre Wangen lagerte sich, tiefer noch als zuvor, die Röthe der Scham und Verwirrung. Aus ihren Augen sprühte die Lust zu trotzen — um ihren Mund zuckte ein

Schmerz, von dem sie sich keine Rechenschaft gab; vielleicht war es die Reue, die sie quälte. Sie senkte das Haupt und antwortete nicht.

Ihr Schweigen für ein Zugeständniß hinnehmend, fuhr Chavigny fort zu inquiriren:

„Ich frage Ew. Majestät, ob diese Depesche von dem Marquis von Mirabel und ob Unterschrift und Siegel wirklich die des Königs von Spanien, Ihres Bruders, sind?“

Anna machte eine ungestüme Bewegung, aber ohne zu sprechen. Gelassen fuhr der Staatssekretair fort:

„Diese neu aufgefangene Depesche erwähnt einer vorangegangenen langen Correspondenz mit derselben Majestät von Spanien; deßgleichen mit dem Cardinal-Infanten, Gouverneur der Niederlande; deßgleichen mit der Dame Herzogin von Chevreuse, welche ihrer Kabalen halber vom Hofe verbannt worden ist. Nach Aussage Ihrer, seltsamer Weise auf besonderen Befehl Sr. Majestät in die Bastille abgeführten Hofdame, Frau von Lagieres, befinden sich diese Dokumente in Ihrer Zelle des Benediktinerklosters, Val de Grace genannt; ich ersuche also Ew. Majestät im Namen des allerchristlichsten Königs uns dahin zu begleiten.“

Die Königin war bei diesen Worten wie erstarrt stehen geblieben.

„Auf Aussage der Frau von Lagieres!“ wiederholte sie völlig wie im Traum.

Jetzt entstand eine Bewegung, die Joseph nicht mehr beobachten, wenigstens nicht mehr verstehen konnte. Ein Rennen und Schreien, wie es nur von einer Horde von Damen, denen der Kopf verloren geht, herrühren kann, raubte dem Kapuziner fast Besinnung und Athem. Zu gelegener Zeit erinnerte er sich, daß vielleicht Alles davon abhänge, Richelieu von dem Vorfall mit dem Briefe und der Verhaftung der Frau von Lagieres zu benachrichtigen; müde zum Niedersinken, schleppte er sich die Treppe hinunter, zum Louvre hinaus bis an den Cardinalspalast, um einen Wagen zu bestellen und trotz seiner Ordensregel in sausendem Galopp nach Ruel zu fahren. Hier fiel de Broc ihm ein. Vielleicht war dieser im Stande, ihm in der Geschwindigkeit eine, wenn auch nur mittelbare Aufklärung über den Umstand zu geben, daß gerade ein Lakai der Andarini dem Pater Caussin jenen Brief gebracht! Er traf de Broc in seinem Zimmer schreibend. Bei seinem Eintritt zuckte ein Blitz von höhnischer Befriedigung über Olivier's weiße Lippen; aber Joseph bemerkte es diesmal nicht.

Aufgeregt, abgespannt zum Tod, in halbem Fieber glühend, stürzte er, in Erwartung des Wagens, auf einen Lehnsessel nieder.

„Sagt mir, Messire von Broc —" brachte er hervor — „seid Ihr seit heute Morgen bei der Signora Audarini gewesen?"

De Broc erhob sich langsam und nahm eine Brieftasche von seinem Schreibtische.

„Ehrwürdiger Pater — nein! ich war nicht bei ihr!" erwiderte er in demüthigem Ton; „ich habe sie gestern gesprochen, aber ich fürchte, daß ich sie nicht zu nehmen weiß. Ich bin kein Galan, verstehe nicht mit Damen umzugehen, bin einzig gewohnt mich mit auswärtigen Angelegenheiten und Cabinets-verhandlungen zu beschäftigen und durchaus nicht bewandert in der mir übertragenen Art von Hofdiplomatie. Da Se. Eminenz mich begnadigt, möchte ich mich nicht gern als nutzlos erweisen. Die deutschen Angelegenheiten, mit denen Ihr Euch vorzugsweise befaßt, haben in jüngster Zeit einen Umschwung erlitten. Die Differenzen mit dem Kaiser wegen der seinem Sohn zu ertheilenden römischen Königswürde — die Siege Guébriants und des Herzogs von Weimar — die täglich zu erwartende Einnahme von Breisach machen eine neue Gesandtschaft an den zu

Münster tagenden Friedenscongreß nothwendig. Ich möchte mich um diesen Posten bewerben. Ich habe ein Memoire aufgesetzt, woraus Sie ersehen werden, ob ich ohne Kenntniß von diesen Dingen bin. Auch übergebe ich Euch zwei an mich gerichtete Briefe des Herzogs von Weimar, die Euch vielleicht eine bessere Meinung von mir beibringen werden, als Ihr bis jetzt zu meinem Kummer von mir gehegt. Ihr solltet ein Einsehen haben und bei Sr. Eminenz meinen Fürsprecher machen."

Der Pater Joseph nahm die Brieftasche, sah sie an und sagte abwehrend mit einiger Apathie:

„Schon gut, Messire von Broc — ich werde daran denken. In diesem Augenblick ist es mir unmöglich; Sie werden bald erfahren, weßhalb."

Er trat an's Fenster, um zu sehen, ob der Wagen komme, aber er sah nichts, weder Pferd, noch Karosse. Ungeduldig stampfte er mit dem Fuße. Um die sich zu Jahrhunderten ausdehnenden Minuten zu verkürzen, öffnete er, halb in Gedanken, die von de Broc ihm eingehändigte Brieftasche. Zwei bis drei lose zusammengebrochene, engbeschriebene Papierbogen lagen darin; er wollte sie entfalten, und ließ sie fallen. Langsam, mit einem unbeschreiblichen Blick näherte sich Olivier, als ob er sie aufheben wolle, aber der

ungeduldige Mönch kam ihm zuvor. Er beugte sich nieder und ergriff die Papiere. Da, bei ihrer Berührung durchzuckte ihn ein Schmerz — ein Schlag vom Kopf bis zur Zehe. Er stieß einen Schrei aus, ließ die verhängnißvollen Blätter los, taumelte und sank zu Boden.

De Broc flog mit einer triumphirenden Bewegung auf, die Joseph noch im Fallen bemerkte.

„Schlange!" kreischte er — „Er bringt mich um! — Verfluchte Schlange!"

In Hohnlachen ausbrechend, näherte de Broc sich der Thür.

„Man soll sich hüten, eine Schlange zu zertreten!" sagte er kalt und boshaft; „sie hat immer Gift, das sie im Verscheiden verspritzen kann — und ich bin noch nicht einmal zum Verscheiden."

Der Pater Joseph antwortete nicht mehr. Er wälzte sich in krampfhaften Zuckungen auf dem Boden. De Broc verschwand durch die Thür und schloß sie ganz gelassen.

„Begleiten Sie mich!" sagte er zu einem der im Corridor umherlungernden Pagen; „ich gehe in's Hotel de Soissons; wenn Sie zurückkommen, melden Sie es Sr. Eminenz."

Sechstes Kapitel.

„Break, my heart, for I must hold my tongue!"
Shakespeare.

Stephanie war während dieser Zeit, nicht wissend, nicht ahnend, wie und weßhalb und wohin, in ihrem verdeckten, von allen Seiten verhangenen Wagen, so schnell es die schwerfällige Bauart der damaligen Kutschen gestattete, durch halb Paris gerollt. Mehr todt als lebendig, erwachte sie aus einem Zustande halber Erstarrung erst, als der Wagen anhielt, der Schlag geöffnet ward und ihre Begleiter sie zum Aussteigen nöthigten. Erst nach dem Verlaufe von zehn Minuten, während dem sie umflorten Auges mechanisch vorgeschritten war, gewahrte sie, daß sie sich im innern Hofe der Bastille befinde. Im ersten Augenblicke dachte sie zusammenzusinken. Sie fühlte sich schuldig genug, um zu fürchten, daß ihre letzte

Stunde gekommen sei. Sie wankte bis zur Thür des Gouverneur, welcher mit feierlicher Miene herauskam, die Musketiere verabschiedete und dem Offizier ein Zeichen gab, worauf dieser sich gleichfalls, mit einer Verbeugung gegen Stephanie, entfernte. Der Gouverneur reichte ihr hierauf den Arm, sagte, daß sie sich nicht ängstigen solle, und führte sie nach Verlauf mehrerer Minuten, während welcher der Offizier zurückgekehrt war, einen Corridor hinab, in ein hohes, halbdunkles Gemach, dessen Thür er hinter ihr schloß. Im ersten Augenblick glaubte Stephanie allein zu sein. Plötzlich sah sie aus einer Ecke des Saales einen blassen Schatten gegen sie herwanken. Sie fuhr mit einem Schrei zusammen und faltete die Hände vor Schreck und Erstaunen; in dem Dämmerlicht, das durch die vergitterten Fenster fiel, erkannte sie Ludwig's des Dreizehnten abgemagertes Gesicht.

„Madame!" sagte der König mit hohler Stimme — „ich habe Sie hierher bringen lassen, weil Sie die Vertraute der Königin-Infantin waren —"

„O Sire, Erbarmen!" rief Stephanie niederfallend — „ja, ich habe sie verrathen — ich war ihres Vertrauens nicht werth, aber mich jammerte das Schicksal des Landes —"

„Sie sprechen von der Verschwörung, in welche sich die Königin-Infantin gemischt,“ nahm Ludwig XIII. auf's Neue das Wort — „davon ist nicht die Rede. Welche Rolle sie dabei gespielt, kommt heute noch nicht in Betracht — — Sie waren aber auch die Vertraute meiner Gemahlin in früheren Zeiten —“

Von seiner eigenen Bewegung halb erstickt, hielt der König inne. Alle Scheu vergessend, faßte er plötzlich unsanft mit beiden Händen das gesenkte Haupt der jungen Frau, und sah ihr in's Gesicht, als ob er sie durchbohren wolle; sie war sehr bleich und zitterte.

„Madame“ — fuhr er nach kurzer Pause fort — „hier ist nicht viel zu schonen. Antworten Sie mir mit Ja und Nein, ohne Umstände, ohne Umschweife. Ein seltsames Gerücht beschuldigt meine Gemahlin eines Liebesverhältnisses mit dem Cardinal von Richelieu. Sie sollen darum wissen. Ich bitte Sie, reden Sie!“

Stephanie stieß einen Schrei aus. Gespannt, wie nie in seinem Leben, blickte Ludwig XIII. auf die junge Frau herab. Als sie nicht antwortete, kreuzte er die Arme über einander, drehte krampfhaft seine Finger, daß sie krachten, und ging mehrmals im

Zimmer auf und ab. Dann blieb er von Neuem neben ihr stehen. Am Boden ausgestreckt, das Gesicht auf den feuchten Steinplatten ruhend, blieb Stephanie liegen und antwortete nicht. Seiner Sinne unmächtig, beugte Ludwig XIII. sich nieder, faßte sie rauh bei der Hand und zerrte sie an sich empor in die Höhe.

„Ich will eine Antwort!" sagte er mit zusammengebissenen Zähnen.

Stephanie richtete sich endlich langsam, wie eine aus dem Grabe Erstandene auf.

„Ich habe nie etwas erfahren, was zur Unehre der Königin Anna von Oestreich gereicht," erwiderte sie bebend; „ich kann nichts weiter sagen, und würde nichts weiter sagen, auch wenn ich etwas wüßte."

Sie wandte sich, unbewußt vielleicht, gegen die Thür, aber der König folgte ihr und riß sie am Arme zurück.

„Ich sage Ihnen" — murmelte er — „Sie werden nicht von der Stelle gehen, bis Sie nicht Rede und Antwort gegeben haben; Sie wissen mehr, als Ihnen zu wissen gut ist! — — Ich werde keine Schonung kennen, Madame! Ich bitte Sie, zu sprechen."

„Ich habe nichts zu sagen!" antwortete Stephanie

zum zweiten Mal. „Nehmen Ew. Majestät mein Leben; ich bin müde genug geworden unter seiner Last.“

Der König ergriff eine auf einem Tische befindliche silberne Handschelle und schritt der Thüre zu. Er hatte schon die Klinke in der Hand, kehrte aber noch einmal um.

„Wollen Sie beichten?“ fragte er mit einer Kälte, die eine fürchterliche Entschlossenheit verrieth.

Stephanie aber richtete sich still und gefaßt empor.

„Ew. Majestät wollen die Königin schuldig finden!“ sagte sie mit sanfter Würde. „Mag sie es sein oder nicht — ich weiß es nicht, und habe nichts zu beichten.“

Der König antwortete nicht und schellte. In zwei Sekunden erschien der Gouverneur.

„Fackeln!“ befahl der Monarch — „In die Folterkammer, Herr Gouverneur.“

Frau von Lagieres stieß einen furchtbaren Schrei aus. Der Gouverneur wich ebenfalls, von Staunen und Grauen erfaßt, zwei Schritte zurück.

„Sire!“ stammelte er bestürzt — „steht diese Dame nicht in der Gunst Ihrer Majestät der Königin und unter dem Schutze Sr. Eminenz?“

„Unter dem Schutze Sr. Eminenz!“ wiederholte

der König mit verzweifelndem Lachen — „Ist es wirklich schon dahin gekommen? Unter dem Schutze Sr. Eminenz!! Auf die Folter mit ihr! — Ich will meinen Unterthanen doch zeigen, ob der König nicht mehr wagen darf, über die Schützlinge Sr. Eminenz zu gebieten!"

Der Gouverneur verbeugte sich zitternd, ohne von dem Vorgange nur das Mindeste zu begreifen. Auf einen Wink erschienen zwei Gefängnißwärter mit Fackeln; ihnen folgten zwei Folterknechte in rothen Kleidern. Ludwig XIII. nahm, sobald er sie erblickte, eigenhändig eine Fackel und ging, sie von allen Seiten beleuchtend, um sie herum, als ob etwas ganz Besonderes an ihnen zu sehen sei. Sie waren beide junge und handfeste Menschen, die sich beim Anblick der schönen und halb ohnmächtigen jungen Frau, die, auf den Gouverneur gestützt, sich langsam fortbewegte, eines Ausdrucks von Mitleid nicht erwehren konnten.

„Fort!" befahl Ludwig XIII. fest; „es wird spät; ich habe diesen Abend noch zu thun."

Man setzte sich in Bewegung. Die Folterkammer war ein hohes, düsteres und dumpfiges Gemach, welches seit Jahren nicht betreten worden.

„Hier riecht's verflucht nach Moder!" rief Ludwig mit einer Bewegung des Widerwillens; „es muß hier

feucht sein; am Ende sind die Maschinen gar verrostet. Machen Sie schnell, Herr Gouverneur! Geben Sie mir Ihre Fackel her und legen Sie ein bischen mit Hand an; es wird wohl so schwer nicht sein, die Dinger in Stand zu setzen; die Dame kann sich unterdessen noch besinnen."

„O Sire, Barmherzigkeit!" ächzte Stephanie; tödten Sie mich; nur verdammen Sie mich nicht, zu leben, gebrandmarkt und verstümmelt!"

„Ihr Leben nicht — Ihre Geheimnisse will ich!" erwiderte der König. „Wollen Sie beichten, die Hand auf dem Kruzifix, so verlassen wir diesen Ort; wo nicht, so wissen Sie ihr Schicksal."

„Nun wohl!" erwiderte Stephanie nach einer Pause mit Aufbietung aller ihrer Seelenstärke — „im Namen Gottes sei es denn! Die heilige Jungfrau verleihe mir Kraft!"

Die Folterknechte knieeten auf ein Zeichen des Königs neben ihr nieder. Ludwig hielt die Fackel hoch und überwachte jede ihrer Bewegungen. Bebend und tief erröthend bemerkte Stephanie, daß diese Männer sie zu entkleiden begannen. Sie machte eine heftige Bewegung und versuchte es selbst zu thun, sank aber kraftlos zu Boden. Bei diesem Anblick versuchte der Gouverneur noch einmal das Herz des Königs zu

erweichen, aber Ludwig stampfte in stummer Wuth auf den Boden und befahl durch eine Handbewegung den Knechten, in ihrer Beschäftigung fortzufahren. Jetzt wagte Niemand mehr, die Stimme zu erheben. Stephanie ward, ihrer Robe und ihrer Fußbekleidung beraubt, in tiefem Schweigen auf die Folter gebracht.

Die Knechte zogen an und die scheußliche Maschine krachte langsam und widerstrebend durch die Stille. Stephanie stieß einen entsetzlichen Schrei aus, dem ein herzbrechendes Stöhnen folgte. In Thränen aufgelös't warf sich der Gouverneur dem Könige zu Füßen. Aber Ludwig XIII. stand unbewegt, unbeweglich, mit der ihm eigenen gewissenlosen Tyrannei, — mit jener furchtbaren Fühllosigkeit, deren nur der Blödsinn fähig ist. Aber sie fruchtete ihm nichts.

Ohne ein Wort zu sprechen, ohne eine Bewegung zu machen, hielt Stephanie zwei Grade der Folter durch. Die Schwäche ihrer physischen Natur kam ihrer Standhaftigkeit zu Hülfe. Sie ächzte und schluchzte; aber unfähig zu reden, lag sie in den entsetzlichen Banden, besinnungslos.

Als Ludwig sich davon überzeugte, hieß er die Knechte ihre schauderhafte Arbeit einstellen.

„Sie ist bewußtlos — ihre Schwäche rettet sie!"

rief er ungeduldig; ich verliere meine Zeit, wenn ich sie länger foltern lasse; auch kann sie an den Schmerzen sterben. Man mache sie los und suche sie wieder zu sich zu bringen; ich werde vielleicht wieder zurückkehren. Lassen Sie meinen Wagen kommen, Herr Gouverneur."

Der Gouverneur verbeugte sich tief und verließ in Begleitung eines der Fackelträger die Folterkammer. Der König blickte mit einem Gemisch von Hohn, Neugier und Zorn auf das blasse Gesicht und die blutunterlaufenen Augenlieder der jungen Frau und sagte gleichgültig, indem er sich abwandte:

„Sie sind zu zart für die Folter, und ich hätte eigentlich wissen können, daß Sie es sind."

Er gab seine Fackel an einen der Knechte ab, hüllte sich in seinen kurzen spanischen Mantel und ließ sich, dem Gouverneur nach, durch die langen und finstern Corridore der Bastille voranleuchten. Der Wagen stand bereits zur Abfahrt fertig im innern Hof. Als er über die Zugbrücke fuhr, sah der Kutscher sich gezwungen, still zu halten, weil ihm ein zweiter Wagen mit bewaffneter Bedeckung begegnete und zwei Karossen nur mit großer Vorsicht auf der Brücke an einander vorbeifahren konnten. Der König steckte den Kopf aus dem Wagen, um

zu sehen, was es gäbe. Er sah, daß es ein Gefangener war, und erkannte in der matten Beleuchtung einer Laterne zu seinem unsäglichen Erstaunen die grüne Fratze des Pater Caussin, der auf Befehl des Cardinals sofort nach der Bastille gebracht worden war. Aufs Höchste überrascht, wollte er aussteigen und dem Gefangenen folgen; aber seine schwache Stimme verhallte im Wind und die Zugbrücke rauschte in die Höhe, bevor er sich noch dem Kutscher verständlich machen konnte.

„Es sind hier Dinge geschehen, die ich nicht zu fassen vermag!" sagte er zu sich selber, indem der Wagen weiter rollte. „Ich habe die Versuche zur Lösung dieses Räthsels satt; der Cardinal muß mir Rede stehn; zum Cardinal will ich fahren."

Er beugte sich zum Schlage hinaus und rief dem Kutscher zu:

„Nach Ruel!"

Der Wagen rasselte weiter. Kaum im Stande, seine Ungeduld zu bezwingen, lehnte der König fortwährend zum Schlage hinaus. Plötzlich, in der Nähe des Thors von St. Germain, sah er einen Wagen an dem seinigen vorüberjagen, den er für den des Herrn von Chavigny erkannte. Chavigny

hatte seinerseits das Gesicht des Königs gesehen und befahl sehr erstaunt seinem Kutscher, zu halten.

„Ich fahre nach Ruel, Herr von Chavigny!" rief der König, als er den Staatsrath halten sah; „melden Sie mich an; ich wünsche Se. Eminenz zu sprechen."

„Sehr wohl, Sire! ich glaube, Se. Eminenz erwartete Sie diese Nacht, um Ihnen mitzutheilen, welche Maßregeln die neuesten Berichte aus Sédan gegen die Königin Anna nothwendig gemacht haben."

„Gegen die Königin Anna?" rief Ludwig erbebend — „wo ist meine Gemahlin — was ist mit ihr?"

„Se. Eminenz hat, durch die Umstände gezwungen, eine Untersuchung ihrer Papiere veranlassen müssen. Augenblicklich befindet sie sich im Val de Grace, wo sie, wie ich glaube, Ew. Majestät und Se. Eminenz erwartet."

War Ludwig schon bestürzt gewesen, so ward er es jetzt noch mehr.

„Verstehe ein Anderer diesen Menschen — ich kann es nicht!" rief er ganz außer sich.

Auf ein Zeichen von ihm, dem Könige voran, fuhr Chavigny weiter.

Siebentes Kapitel.

„Hispaniae terror, dum vixit, amorque suorum, etiam moriendo coruscat."
Inscription du portrait de Richelieu, au Palais Cardinal.

Der Cardinal saß in seinem großen Arbeitszimmer, demselben, in welchem wir ihn verließen. Seitdem war in einem geringen Zeitraum Vieles geschehen, was er noch kurz zuvor nicht gedacht noch gehofft, und noch weniger ahnte er, daß über seinem Haupte die Stunde heraufziehe, in welcher alle über seinem Leben waltenden guten und unheilvollen Mächte zusammenstoßen sollten, um seinem stolzen Geschick das Endsiegel aufzudrücken.

Auf einer Chaise-longue, die Füße in warme Teppiche gehüllt, saß er unter einem Haufen von Papieren an seinem Arbeitstisch, auf welchem hinter und vor ihm mehrere Lampen brannten. Zu seiner

Rechten stand Desnoyers, derjenige der Staatssekretaire, welcher sich hauptsächlich mit den auswärtigen Angelegenheiten beschäftigte, und wies mit der Hand auf drei schwarzgekleidete Männer in spanischen Mänteln, welche etwa fünf Schritte weit hinterwärts, wie es schien auf eine Audienz des Ministers harrten. Hinter dem Stuhl des Cardinals stand Mazarin mit dem Courier, welcher, laut dem Versprechen des Marschalls von Chatillon, vor einer Viertelstunde angelangt war. Weiter hinten kauerte ein Edelmann Monsieur's, welcher, der Himmel weiß mit welcher Eilfertigkeit, nach Ruel gekommen war, um Briefe seines Gebieters, voll Versicherung seiner Reue und Treue, an Richelieu, Chavigny und Mazarin zu überbringen. An einem kleineren Tische saß Charpentier, beschäftigt, eine Verhaltungsregel für den bereits in Sédan einrückenden Marschall Chatillon und den Verhaftsbefehl des Herzogs von Bouillon auszufertigen. Der Cardinal hielt in den Händen mehrere Papiere, die er mit den Blicken zu verzehren schien, und als er endlich aufsah, sprach seine Stirn von einem Siegesbewußtsein, welches alle Anwesende, selbst die, welche kaum wußten, um was es sich handle, zu einer an Begeisterung grenzenden Zuversicht hinriß.

„Meine Herren und Freunde!“ sagte er endlich stolz und fest betonend — „Frankreich beginnt das letzte Ende seiner bösen Tage zu sehen. Die Verschwörung von Sédan ist vernichtet; der Marschall von Chatillon hat in der Ebene von Marsée das Heer der Friedensfürsten geschlagen und rückt in das vom Cardinal von Guise nur schwach vertheidigte Sédan ein; der Graf von Soissons ist in der Schlacht von Marsée gefallen. Doch nicht genug, daß die göttliche Gerechtigkeit die Empörer im Innern unseres Landes in unsere Hände liefert, der Himmel segnet auch unsere Waffen in unserem Vernichtungskampfe gegen Spanien. Seitdem die Schweden unter dem tapfern General Banner den Sieg bei Wittstock erfochten, und Herzog Bernhard von Weimar zu den französischen Fahnen schwur, folgte eine Siegesnachricht der andern; Spanien verblutet an unsern Schwertern und an den Krebsschäden in seiner eigenen Brust. In Flandern waren wir mit geringen Ausnahmen immer glücklich; die rebellische Franche-Comté wird von dem Herzog von Longueville fortwährend in Schach gehalten; der Graf von Harcourt sendet uns acht Fahnen zum Zeichen seiner zur See erfochtenen Siege, und der Herzog von Halluin hat in zwei Schlachten die spanische Armee zerschmettert, die unserm

Reich im Süden Vernichtung geschworen hatte. Sogar unser Neffe, der junge Prinz von Condé, hat durch einen Seesieg bei Cadix den Grund zu einem, wie wir hoffen, unsterblichen Ruhm gelegt — —" Er hielt einen Augenblick inne, als ob vor Schwäche; und fuhr dann fort: „Meine Herren und sehr geehrten Freunde! Als der Graf von Soissons, dessen Ende ich beklage, seine thörichten und verbrecherischen Bestrebungen begann, erließ er ein Manifest gegen die Blutherrschaft des Richelieu — gegen die meine! Damals verschmähte ich eine Erwiderung dieser Unwahrheiten; ich überließ es Gott für mich zu antworten, und Gott hat es gethan. Frankreich entsteht jung und blühend aus allen Kämpfen, während Spanien lautlos untergeht, wie ein welkes Blatt im Herbstwind, das zitternd vom Baume sinkt. Meine Herren! Sie Alle kennen die Schicksale, welche diese Macht von Tag zu Tage mehr unterwühlen. Erschöpft sind ihre Kronlande, wie ihre italienischen Provinzen; Deutschland leistet keine Hülfe mehr; Flandern, die Franche-Comté und Roussillon sind von unsern Armeen besetzt; Portugal ist im Begriff sich loszureißen und zu einem selbstständigen Königreiche umzuschaffen — schon hat der Herzog von Braganza sich vorläufig zum Herrscher desselben krönen lassen — — Und jetzt,

meine Herren, empört sich auch Catalonien! Hier stehen die Gesandten der catalonischen Generalstaaten, um sich Frankreich zu Füßen zu werfen. In den Schatten unserer Lilien flüchtet sich diese bedrückte und mißhandelte Provinz! Ein Beweis, meine Herren, daß unser Name nur den Machthabern und Ehrgeizigen — nicht den Völkern furchtbar ist — ein Beweis, daß die Empörungen im Innern unseres Landes das Werk Spaniens und meiner persönlichen Feinde, nicht aber der Lasten waren, die mein System auf ihre Schultern warf. Doch genug! Nicht ich selbst, Gott und die ewige Vernunft werden mich richten. Meine Herren Gesandten von Catalonien! Ob Frankreich im Stande sein wird, seinem Herzen zu folgen und das ihm dargebotene Protektorat anzunehmen, steht freilich noch dahin; wir werden es im Staatsrath überlegen. Einstweilen aber danken wir Ihnen für das Vertrauen, durch welches Sie uns ehren; Frankreich weiß es zu schätzen."

Er machte eine Bewegung, um die Gesandten zu entlassen, als plötzlich die Thür aufgerissen ward und Chavigny eintrat, welcher, ohne auf irgend einen der Anwesenden zu achten, mit seinen starken Reiterstiefeln so heftig an den Armstuhl des Ministers stolperte, daß er Gefahr lief darüber hinzufallen:

„Gnädiger Herr, seit einer Stunde erwartet Ihre Majestät Sie im Val de Grace —"

„Gut, gut, mein lieber Chavigny!" unterbrach der Cardinal im Tone leiser Zurechtweisung, indem er auf die Gesanden deutete; „wir werden sobald als möglich zu Diensten Ihrer Majestät sein; hier ist unterdessen noch einiges vorgefallen, was Sie interessiren dürfte."

„Sehr wohl, Ew. Eminenz!" erwiderte Chavigny, indem er sich etwas athemlos verbeugte; „doch bringe ich noch eine außerordentliche Botschaft; der König kommt; er folgt mir auf dem Fuße."

„In der That, das ist außerordentlich!" erwiderte Richelieu; „ich erwartete ihn viel später; ich werde also meine Gesandten entlassen müssen. Meine Herren! Se. Majestät beehrt mich so eben mit seinem Besuch; ich werde Gelegenheit nehmen, Ihm Ihr Gesuch bestens zu empfehlen. Gestatten Sie mir einstweilen, Sie Sr. Eminenz dem Cardinal Mazarin zu überantworten; ich werde Sie spätestens morgen wiedersehen."

Auf einen Wink trat Mazarin vor und geleitete die Gesandten mit vielen Ceremonien aus dem Zimmer. Der Cardinal sah ihnen nach, ward aber in seinen Gedanken durch Chavigny gestört, welcher an ihn

herantrat und ihm mit bedeutsamer Geberde zuflüsterte:

„Die Königin scheint in großer Aufregung zu sein; sie hat wiederholt nach Ew. Eminenz verlangt. Die Ankunft des Königs ist mir befremdend; er muß über die Gefangennehmung des Pater Caussin erzürnt sein, denn von allem Uebrigen weiß er noch nichts. Einstweilen sind ja noch zwei Kuriere angekommen, denen ich im Hof begegnete — einer aus Deutschland, der andere aus England. Es häuft sich Alles auf einen Tag. Befehlen Ew. Eminenz daß ich ihnen die Packete abnehme?"

„Thun Sie das!" erwiderte Richelieu ein wenig zerstreut — „ich weiß nicht, wo Joseph bleibt; die deutschen Angelegenheiten sind seine Sache; gewiß schreibt der Herzog von Weimar aus Rheinfeld und Breisach; ich hoffe gute Nachrichten. Der König kommt mir äußerst ungelegen; ich wette, daß wieder Aerger und lange Weile auf mich niederregnen wird. Wissen Sie denn die letzten Nachrichten? — daß Alles in Sédan zu Ende ist? Nun nachher, mein lieber Chavigny, nachher! Fragen sie Mazarin einstweilen und nehmen Sie diesen Brief Monsieur's an Sie; es wird wohl eine Bittschrift sein; es ist seine Art, alle Welt mit Briefen zu bombardiren, wenn

seine dummen Streiche entdeckt werden; er soll dieses Mal allen Ernstes besorgt sein und Lust haben, sich aus Furcht vor unserer Justiz in die Felsen der Auvergne zu flüchten.*)

Auf ein Zeichen des Cardinals nahm Chavigny einen Brief Monsieur's vom Schreibtische, worin derselbe ihn in der That flehentlich um Fürbitte bei seinem Gebieter ersuchte. Richelieu warf ebenfalls einen Blick hinein, so wie in mehrere andere auf die Verschwörung bezügliche Papiere, ließ seine Chaiselongue dann bis dicht an den Kamin rollen, in welchem ein großes Feuer brannte, und sagte dann mit spöttischem und bitterm Ton:

„Monsieur schreibt auch an mich; seine Schuld drückt ihn — aber meine Langmuth ist endlich erschöpft. Mit so Geringem beschwichtigt man mich nicht mehr; es bedarf dazu eines ausführlichen Bekenntnisses, oder ich jage ihn aus dem Reiche."

---

*) Die folgende Scene zwischen dem König und dem Cardinal ist zum großen Theil aus dem Cinq-Mars des Grafen von Vigny entlehnt. Bei der ganz verschiedenen Auffassung Richelieu's in beiden Arbeiten entspringen dieselben Aeußerungen natürlich aus ganz verschiedenen Motiven, und nehmen auch, in Folge derselben, eine völlig verschiedene Stellung und Bedeutung ein.

Und nach kurzer Pause fuhr er fort:

„Es sind doch armselige Geschöpfe, diese Verschwörer; was haben sie nun im Grunde gegen mich begonnen? Sie haben sich die Köpfe erhitzt, einen Vertrag mit einer Macht geschlossen, die ich zerbrochen habe, und mir nicht einmal einen Mann weggenommen.“

In diesem Augenblick hörte man den Tritt von Stiefeln und das Geklirr von Waffen, welches die Ankunft des Königs anzeigte; beide Flügelthüren wurden geöffnet; die Wachen des Cardinals stießen dreimal ihre Piken auf den Boden, und der König erschien.

Er schritt in das Zimmer, die eine Seite auf einen Mehrrohrstock, die andere auf die Schulter eines Dieners gelehnt. Der Cardinal stand mit einiger Mühe von seinem Stuhle auf, ohne dem König entgegen zu gehen, weil seine Füße, wie gesagt, ganz mit Teppichen umwickelt waren; er gab einen Wink, dem Monarchen behülflich zu sein, sich ihm gegenüber an's Feuer zu setzen. Ludwig XIII., der in der äußersten Aufregung und mit dem festen Vorsatz gekommen war, die Forschungen, die ihm Herz und Ehre zerrissen, bis zu Ende zu treiben, fühlte seinen Muth schwinden, sobald er den Cardinal

erblickte. Er warf einen Blick auf ihn, in welchem alle Qualen seines Lebens sich zu **einem** Ausdruck zu vereinen schienen, fiel dann in einen großen, mit Ohrkissen ausgestatteten Lehnstuhl, verlangte und trank ein Glas von einem Elixir, durch welches er sich seit Jahren gegen die häufigen Ohnmachten schützte, welche seine Abzehrung ihm verursachte, und sagte mit einer vor Verlegenheit bebenden Stimme:

„Sie scheinen sich recht wohl zu befinden, Herr Cardinal; **ich** schwäche von Tag zu Tage ab; weder die Luft des Südens noch die Belagerungen von Aire und Arras haben mir meine Kräfte zurückgegeben.“

Der Cardinal blickte ihn an, deutete dann auf den noch dastehenden Kurier von Sédan und mehrere auf dem Tische liegende Depeschen und sagte, indem er dem König mit ruhiger Hoheit in's Gesicht sah:

„Sire, Ihre Feinde sind todt und Ihre Waffen sind in Sédan; und da ich Ihnen eine solche Nachricht melden kann, befinde ich mich wohl. Was meine Person betrifft, so scheint es freilich, als ob ich Ew. Majestät vorangehen sollte; so lange mir aber noch ein Kopf zum Denken und eine Hand zum Schreiben bleibt, stehe ich Ew. Majestät zu Gebote, wie bisher.“

Er wandte sich nach diesen Worten gegen die Sekretaire und die übrigen noch Anwesenden und winkte mit der Hand, zum Zeichen, daß sie das Zimmer verlassen sollten.

„Was heißt das Alles?" rief der König, indem er mit Verwunderung auf die schwarzgesiegelte Depesche des Marschalls von Chatillon blickte — es müssen sonderbare Dinge geschehen sein; freilich" — fügte er mit einem giftigen Blick auf den Cardinal hinzu — „freilich noch nicht die sonderbarsten auf Erden."

Der Cardinal fing diesen Blick auf, aber er verstand ihn nicht ganz.

„Der Graf von Soisson's ist todt;" sagte er; „die Rebellen sind geschlagen, und Sédan hat dem Marschall von Chatillon die Thore geöffnet — das ist's, was diese Depesche enthält. Ich kann nicht anders vermuthen, als daß diese Nachricht Ihnen angenehm ist, Sire! Denn, wenn Ihre Feinde auch damit prahlen, daß Sie die Verschwörer begünstigt haben, um mich zu verderben, so kann ich es doch nicht glauben; ich sehe wenigstens nicht ein, was Sie bewogen hätte, Ihre Einwilligung zu meinem Tode zu geben."

„Ich?" entgegnete der König, indem eine fliegende Röthe sein Gesicht färbte — „Sie haben ganz Recht;

da hat man sie getäuscht. Ich habe wohl von der Verschwörung sprechen hören und wollte Ihnen etwas davon sagen, aber gegen Sie habe ich nichts angeordnet. Ich wollte im Gegentheil Ihnen so eben offenherzig sagen, daß Sie wohlthun werden, ein wachsames Auge auf Monsieur zu haben."

„Ach, Sire, es wird nicht nöthig sein; er scheint mir in diesem Augenblicke sehr ergeben, und ein Brief, den er mir für Sie übersandt hat, bekundet große Reue über den Treubruch, dessen er sich mehr gegen Sie, als gegen mich strafbar gemacht."

„Was soll das wieder bedeuten?" rief Ludwig; „sollten sie gewagt haben, sich auch gegen mich zu bewaffnen?"

„Auch!" sagte leise der Cardinal, sich in die Lippen beißend; dann hub er wieder an:

„Ja, Sire, auch gegen Sie! Diese kleine Papierrolle könnte mich glauben machen, daß es auf nichts Geringeres abgesehen war, als Sie mit mir zugleich zu stürzen."

Mit diesen Worten zog er aus einem ausgehöhlten Hollunderholz eine Abschrift des Vertrags der Verschwörer mit Spanien, in seiner wahren und ursprünglichen Gestalt.

„Die Verräther!" rief Ludwig aufgeregt; „sie sollen

es büßen! Der Graf von Soissons ist todt, aber der Herzog von Bouillon wird verhaftet. Geben Sie noch heute den Befehl dazu!"

„Gut, Sire! es ist bereits zur Hälfte geschehen."

„Mein Bruder selbst — —"

„Er — ach! er wird bekennen und bereuen," erwiderte Richelieu; „machen Ew. Majestät sich der Prinzen halber keine Sorge. Es bleiben aber noch verschiedene andere Namen. Es thut mir leid, sie zu nennen, weil sie Ew. Majestät theuer sind; indessen —"

Wenn Sie meinen Beichtvater meinen," fiel der König ein, „so bin ich unter Umständen bereit, ihn aufzuopfern."

„Das ist mir lieb!" unterbrach der Cardinal — „denn, wie Ew. Majestät vielleicht noch nicht wissen, bin ich durch die dringendsten Gründe veranlaßt worden, den guten Pater einstweilen zu verhaften. Es handelt sich aber nicht um einen so unbedeutenden Gegenstand, sondern um die Betheiligung einiger Damen, welche, jede auf ihre Weise, zu der Verschwörung beigetragen haben. Ich meine die Signora Andarini und Ihre Majestät die Königin."

Der König, der bis zu diesem Augenblicke aus Scheu vor seinem Minister, mehr noch aus Angst,

seinen schauderhaften Verdacht bestätigt zu finden, mit einer Art von Gier und Hast ein Gespräch, das ihn theilnahmlos ließ, festgehalten hatte, fühlte bei Nennung von Annens Namen seine ganze, schwer errungene Fassung schwinden. Das Maß war voll — er wollte und mußte sprechen; er suchte nach Worten für eine Generalbeichte seines Lebens, aber die Beklemmung raubte ihm den Athem. Er fand gar nichts, als den wiederholten Ausruf: „Sie haben mich so weit gebracht! Sie treiben mich zur Verzweiflung! Sie machen mich zum unglücklichsten der Menschen! Die Rechnung muß einmal geschlossen werden zwischen uns!"

Dann verbarg er den Kopf in die Hände und weinte. Vielleicht glaubte er noch einmal den Cardinal zu rühren, aber seine Thränen hatten ja schon längst keine Macht mehr über Richelieu.

Der Cardinal sah ihn eine Weile an und erwartete eine Erklärung. Als er bemerkte, daß er vergebens wartete, kreuzte er die Arme und fragte mit hartem Ausdruck:

„Wohlan, Sire! Sie beschuldigen mich, Ihre Ruhe vernichtet zu haben; Sie haben die Verschwörer begünstigt; ich weiß das wohl. Sie haben, oder hätten doch binnen Kurzem Ihre Einwilligung zu

meinem Tode gegeben. Ich habe das Recht, zu fragen, was ich Ihnen denn gethan?"

Der König antwortete nicht. Richelieu sah ihm mit kalter Bitterkeit in's Gesicht.

„Also auf diese Weise," sagte er, „erfüllen Sie Ihr Versprechen, mir Alles zu vertrauen! Meinen beabsichtigten nahen Tod, die Verschwörung, welche Frankreich seinem Erbfeinde öffnet, muß ich durch treuere Freunde, als Sie, oder vielmehr durch die Unklugheit der Verschwörer selbst erfahren! Haben Sie auch die Folgen Ihrer Handlungsweise erwogen? Wenn nun die durch Ihren Vater niedergeworfene Ligue wieder aufgelebt wäre? Wie hätten Sie sich vertheidigen wollen? Sind Sie zum Kampf bereit? Wo ist denn Ihre Keule?"

Vernichtet, antwortete der König nicht, und verbarg den Kopf immerfort in die Hände. Erbarmungslos fuhr Richelieu fort:

„Was würden Sie z. B. antworten, wenn alle jene kleinen Potentaten, sobald ich sie nicht mehr im Zaume halte, aufstehen, hinter Ihrem Bruder drein kommen und sagen, wie einst zu Heinrich IV.: Vertheilen Sie unter uns alle großen Statthalterschaften mit erblichen Titeln und Souveränitätsrechten, und wir sind zufrieden! Sie würden es thun — ich

zweifle nicht daran; es ist das Geringste, was Sie denen gewähren können, die Sie von Richelieu befreit haben, und ist vielleicht das Klügste; denn, um Isle de France zu regieren, das sie Ihnen als ursprüngliches Krongut ohne Zweifel lassen werden, bedarf Ihr neuer Minister nicht so vieler Papiere."

Bei diesen Worten stieß er zornig gegen den Tisch, der fast das ganze Zimmer ausfüllte und mit zahllosen Papieren und Pergamentrollen überladen war.

Nur ein solches Uebermaß von Kühnheit vermochte Ludwig XIII. seinem dumpfen Brüten zu entziehen. Die ganze Tiefe seiner Entwürdigung, die ganze Schmach seiner Stellung kehrte in sein Bewußtsein zurück.

„Das ist zuviel!" rief er außer sich — „nun denn, Herr Cardinal! Was Sie thaten, ist unerhört — daß ich duldete was Sie thaten, ist unerhörter — — Ich will Ihnen sagen, was Sie gethan!"

Der Cardinal verbeugte sich stumm. Der König hatte noch nicht wieder Muth genug, um auf den eigentlichen Punkt zu kommen.

„Sie haben —" murmelte er ingrimmig, „mich um die Liebe meiner Familie, meiner Reichsnachbarn, meiner Unterthanen gebracht — Sie haben mich zum

Bunde mit Ketzern gezwungen — haben den Haß des menschlichen Geschlechts auf mich geladen —"

Er hielt plötzlich inne.

„Sie haben die Kriegsfackel in das Herz Europa's geschleudert und lassen die Flammen über Frankreich zusammenschlagen, ohne einen Rettungsversuch —"

„Ueber diesen Punkt," erwiderte Richelieu stolz, „wird dereinst der Abschluß des Friedens Licht geben und richten; er, wenn weiter nichts, wird — das schwöre ich Ihnen! — ein leuchtendes Denkmal auf meinem Grabe sein."

Der König schüttelte heftig den Kopf.

„Und wären Sie tausendmal so groß als Staatsmann — als Mensch sind Sie ohne Gewissen und Erbarmen. Sie lassen meine Mutter in der Verbannung sterben —"

Richelieu zuckte hochmüthig mit den Achseln. „So spricht der Pater Caussin, nicht Sie!" warf er hin.

Der König fuhr fort:

„Ich weiß, daß Sie daran denken, mir ohne Grund und Noth das einzige Wesen, das ich liebe, zu entfremden — —"

„Die italienische Tänzerin!" unterbrach Richelieu mit geringschätziger Miene — „es lohnt sich wohl des Worts um einen solchen Gegenstand!"

Ludwig XIII. blickte ihn brennenden Auges an.

„Und wenn ich Sie noch eines anderen Verbrechens beschuldigte?" ächzte er athemlos — „O, Himmel gieb mir Kraft! — ich kann es nicht sagen!!"

Von einer fürchterlichen Aufregung erfaßt, kämpfte Ludwig XIII. zwei entsetzliche Minuten lang; dann faltete er die Hände.

„Richelieu!" schrie er auf — „aus Mitleid, Richelieu! — ein einziges Wort der Wahrheit! Das Unerhörte — das Unnatürlichste wird von Ihnen behauptet — — Haben Sie sie geliebt?"

„Geliebt — wen, Ew. Majestät —"

„Die Menschen sagen es!" schluchzte Ludwig mit krampfhaft gefaltenen Händen — „sie, sie, Annen von Oestreich — meine Gemahlin!"

Das kam — das traf, einem Blitz vom heitern Himmel gleich! Mit einem gräßlichen Wehlaut taumelte der Cardinal, einer elektrisirten Leiche ähnlich, von seinem Stuhl empor. Der König sprang gleichfalls auf; er wußte nicht, wie er Richelieu's Benehmen deuten solle, aber er fühlte, bis zu der Möglichkeit eines Entschlusses sein augenblickliches Uebergewicht.

Mit der fieberhaften Wuth der Schwäche, die sich zu ihrer eignen Ueberraschung sich selbst entrückt

findet, faßte er den Minister bei den Schultern und wiederholte seine Frage von vorhin.

Der Cardinal rang nach Fassung. Er fühlte das Entsetzliche seiner Lage. Er sah Ludwig den Dreizehnten, den lange Beherrschten, lange Geknechteten, die ganze Schmach seines Lebens zusammenfassen und in die Rache einer Sekunde gedrängt auf ihn zurückwerfen. Das Schicksal stellte Ludwig den Dreizehnten auf einen Augenblick ihm gleich. Er schwankte eine Minute lang über den Weg, den er einzuschlagen hatte. Er war sich der Fähigkeit bewußt, diesen unglücklichen Monarchen durch Betheurungen und Scheingründe blenden und beschwichtigen zu können. Aber der Augenblick war zu bedeutungsvoll; ein solches Verfahren schien ihm unwürdig.

„Wohlan, Sire!" sagte er endlich gesenkten Hauptes, leise und dennoch mit Hoheit — „ich habe einstmals für die Königin Anna gefühlt, so tief man für ein menschliches Wesen fühlen kann — Nennen Sie es Liebe, wenn Sie wollen."

Der König sank in seinen Stuhl zurück. Dieses Bekenntniß war allein schon furchtbar für ihn — aber es war gefahrlos für den Cardinal. Ludwig XIII. war nicht befugt, die Regungen eines Menschenherzens vor Gericht zu fordern und über das, was er ergrün-

den wollte, war mit Richelieu's Worten nichts gesagt.

„Sie müssen mich verstehen, Herr Cardinal!“ begann er tonlos und abgebrochen. „Ihr Gefühl gehört vor den Richterstuhl Ihres Gewissens, nicht vor den meinen. Ich frage, ob Sie meiner Gemahlin Ihr Gefühl gestanden und ob dasselbe erwidert ward?“

Der Cardinal bedeckte einen Augenblick lang seine Augen mit den Händen; als er sie endlich hinweg zog, erschien seine Stirn bleich und feucht, aber entschlossen und frei, wie immer.

„Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte!“ erwiderte er, ohne den König anzusehen, in jenem unbeugsamen Ton, vor dem Ludwig XIII. so oft gezittert hatte. „Ich habe gesagt, was ich sagen durfte — nämlich das was mich betraf. Ob mein Gefühl erwidert worden, Sire — ich weiß es nicht und ich zweifle daran. Wär's aber erwidert — ja, wäre es nur gestanden und angehört worden, so würde das Geheimniß desselben nicht mehr mein eigenes, sondern das der Königin-Infantin sein. Ich habe nie ein fremdes Geheimniß verrathen.“

„Herr Cardinal!“ entgegnete Ludwig nach kurzer Pause, während welcher er einen Zusatz zu Richelieu's

Antwort zu erwarten schien — „ich habe viel Gelegenheit gehabt, Ihre Festigkeit kennen zu lernen. Ist das Ihr letztes Wort?"

„Sie haben es gesagt, Sire — es ist mein letztes. Hören Sie nun noch ein allerletztes; es bezieht sich auf das so eben von Ihnen berührte Verhältniß. Ich habe nicht das Recht zu fragen, woher Ihnen plötzlich ein Gedanke kommt, den ich an Ihrer Stelle nicht zu denken gewagt hätte. Gleichviel. Ich hab's mit dem zu thun, was daraus folgen kann. Ich habe Ihnen zwanzig Jahre lang gedient — vielleicht nicht ohne Erfolge. Sie haben eine Verschwörung gegen mein Leben begünstigen wollen, aber ich vermuthe fast, daß es Ihnen leid geworden wäre, falls das Schicksal Ihnen gestattet hätte, Ihren Vorsatz in Ausführung zu bringen. Ich sage Ihnen heut, daß ich, so, wie ich vor Ihnen stehe, Ihre Majestät die Königin viel zu sehr schätze, als daß ich durch ein Wort, wie das vorhin zu mir gesprochene, jemals ihre Würde angetastet und ihre Ruhe gefährdet sehen möchte. Ich, der Angeklagte, thue um ihretwillen das Unerhörte, von Ihnen das Versprechen zu fordern, diese Sache auf ewig zu begraben. Die Königin soll, — ich will hinfort nichts mehr davon erfahren. Weigern Sie sich dieses

Versprechens, Sire — nun wohl, so lege ich, unbekümmert um das, was Sie denken, so wie um das, was aus Ihnen werden mag, die Regierung nieder und empfehle Sie der Barmherzigkeit des Himmels. Wählen Sie, Sire."

Der König war betroffen, gleichzeitig aber war er empört. Mit einer gewissen trotzigen Befriedigung, die eigentlich wieder etwas Kindisches an sich hatte, sagte er kurz und eisig:

„Ihr Entschluß ist so, wie ich ihn erwarten konnte, Herr Cardinal; ich werde ihn zu ehren wissen. Ich danke Ihnen also für die mir geleisteten Dienste und stehe Ihnen dafür, daß ich künftig allein regieren will."

Der Cardinal neigte stumm das Haupt, klingelte und sah sogleich vier handfeste Knechte eintreten, welche auf ein Zeichen seinen Lehnstuhl sammt seiner Person in ein anderes Zimmer trugen; denn in seinem eigenen Hause pflegte er in seinen letzten Lebensjahren wenig zu gehen. Als er durch das Nebenzimmer kam, wo seine Sekretaire arbeiteten, sagte er mit Anstrengung, indem er ein blutbeflecktes Taschentuch von den Lippen nahm:

„Man verfüge sich zu Sr. Majestät und erwarte seine Befehle!"

Der König blieb einen Augenblick allein. Betroffen und bestürzt, wie er war, überwog doch der in ihm aufleuchtende Siegesstolz jeden andern Gedanken. Er ging um den ungeheuren Tisch herum und sah auf demselben so viele Mappen, als man damals Kaiserreiche, Königreiche und Kreise in Europa zählte; er öffnete eine und fand sie in Felder abgetheilt, deren Zahl den Unterabtheilungen des Landes, dem sie bestimmt war, gleich kam. Alles befand sich in Ordnung, aber in einer ihn erschreckenden Ordnung, weil jede Note nur die Quintessenz jedes Geschäfts enthielt und nur gerade den Punkt der momentanen Beziehungen zu Frankreich berührte. Dieser Lakonismus war für Ludwig beinahe eben so räthselhaft, als die mit Zahlen geschriebenen Briefe, welche den Tisch bedeckten. Hier und weiterhin war Alles für ihn Verwirrung. Auf Bann- und Expropriationsedikten der Hugenotten von la Rochelle lagen alte Verträge mit Gustav Adolph, Noten über den General Banner, über Wallenstein, Johann von Werth und Bernhard von Weimar; daneben umständliche Berichte über die in der Schatulle der Königin vorgefundenen Briefe, Halsbänder und Kleinodien. Auf der Randlinie eines ihrer Billete fand sich der Satz: „Ueber vier von einem Manne

geschriebene Zeilen kann ihm ein Criminalproceß angehängt werden". Weiterhin fanden sich Dokumente gegen die Hugenotten, Briefe des Herzogs von Rohan, der jetzt in Deutschland kämpfte, Noten über die frühere Thätigkeit de Broc's. Ludwig XIII. erschöpfte vergeblich seine Kräfte, indem er, außer der entscheidenden Depesche des Marschalls von Chatillon, nach den auf die Verschwörung bezüglichen Papieren suchte, welche ihm den wirklichen Knoten so wie das, was man gegen ihn selbst unternommen und was die Königin und die Andarini gewagt hatten, klar machen konnten, als der bereits erwähnte Staatssekretair Desnoyers eintrat, mit einer Verbeugung vorschritt und fragte:

„Kann ich Ew. Majestät von den Angelegenheiten Portugals sprechen?"

„Also Spaniens!" entgegnete Ludwig; „Portugal ist ja eine spanische Provinz."

„Portugals!" beharrte Desnoyers. „Hier ist ein Manifest, welches wir so eben erhalten haben."

Er las:

„Wir Don Juan, durch Gottes Gnaden König von Portugal, der Algarven, der Königreiche jenseit Afrika, Herr des eroberten Guinea's, der Schifffahrt

und des Handels in Aethiopien, Arabien, Persien und Indien —"

„Was bedeutet das Alles?" unterbrach der König unruhig — „wer spricht denn so?"

„Der Herzog von Braganza, König von Portugal, der seine Hand nach dem empörten Catalonien ausstreckt —"

„Wie ist mir denn?" rief Ludwig. „Hat König Philipp IV. denn nicht mehr den Herzog von Olivarez zum Premierminister?"

„Allerdings! Ew. Majestät erinnern sich, daß Catalonien sich nur empörte, weil er ihn noch hat. Der König von Portugal —"

„Sagen Sie, der Herzog von Braganza!" entgegnete Ludwig — „ich kenne einen Aufrührer nicht."

„Also der Herzog von Braganza, Sire," sagte der Staatsrath kalt, „entsendet seinen Neffen, Don Ignaz de Mascarenas, in das Fürstenthum Catalonien, um dieses Land unter seinen Schutz zu stellen. Nun aber stehen die Truppen Ew. Majestät vor Perpignan."

„Wohlan, was liegt hier daran?" warf Ludwig ein.

„Die Catalonier haben mehr ein französisches, als ein portugiesisches Herz,. Sire! Und es ist noch

Zeit, dem König von — dem Herzog von Braganza diese Vormundschaft zu entziehen."

„Ich Rebellen unterstützen — Sie wagen —"

„Es war der Plan Sr. Eminenz!" fuhr der Staatsrath fort. „Spanien und Frankreich stehen ohnedies im Krieg mit einander, und Herr von Olivarez hat nicht gezögert, die Hand Sr. katholischen Majestät unsern Hugenotten zu reichen."

„Gut! ich werde daran denken," sagte der König; „lassen Sie mich jetzt in Ruhe!"

„Sire! Die Generalstaaten von Catalonien sind bedrängt, die Truppen Aragoniens marschiren gegen sie an —"

„Wir werden sehen — In einer Viertelstunde sollen Sie meinen Entschluß wissen!" antwortete Ludwig XIII.

Desnoyers entfernte sich mit unzufriedener und entmuthigter Miene. Statt seiner trat Chavigny ein, mit dem Portefeuille der britischen Waffen in der Hand.

„Sire!" sagte er — „ich bitte Ew. Majestät um Befehle hinsichtlich der Angelegenheiten Englands. Die Parlamente unter dem Vorsitz des Grafen Essex haben so eben die Belagerung von Glocester aufheben lassen; bei Newbury ist eine unglückliche Schlacht geliefert

worden; das Parlament fährt fort zu tagen, und hat die großen Städte, die Seehäfen und die ganze presbyterianische Bevölkerung für sich. König Karl I. verlangt Hülfe, welche die Königin seine Gemahlin in Holland nicht mehr findet."

„Man muß meinem königlichen Bruder von England Truppen senden!" entgegnete Ludwig.

Indem er aber die darauf bezüglichen Papiere durchsah, fand er in den Noten des Cardinals, daß er auf eine erste Bitte des Königs von England eigenhändig geschrieben hatte:

„Muß es lange überdenken und warten. Die Gemeinen sind starr. König Karl zählt auf die Schotten; die werden ihn verkaufen. Muß sich in Acht nehmen. Da ist ein Kriegsmann, der Vincennes besucht und gesagt hat, man sollte die Könige nie anders, als auf den Kopf schlagen. Bemerkenswerth," hatte der Cardinal beigefügt; dann aber das Wort durchgestrichen und statt dessen „furchterregend" hinzugesetzt.

Und weiter:

„Dieser Mann hat eine Herrschaft über Fairfax gewonnen; spielt den Begeisterten — wird ein großer Mann sein. Hülfe abgeschlagen; verlorenes Geld."

Der König las es nochmals, schüttelte den Kopf und sagte:

„Doch — nein, nein! — beeilen Sie nichts — ich werde warten.“

„Aber, Sire“ — entgegnete Chavigny — „die Ereignisse drängen! Wenn sich der Kurier um eine Stunde verspätet, so kann der Untergang des Königs von England um ein Jahr befördert werden.“

„Ist es schon so weit?“ fragte Ludwig entsetzt.

„Im Lager der Independenten predigt man mit der Bibel in der Hand die Republik — in dem der Royalisten streitet man sich über den Vortritt und lacht.“

„Aber ein glücklicher Augenblick kann Alles retten!“

„Die Stuarts sind nicht glücklich!“ entgegnete Chavigny ehrerbietig, mit einem Ton, der viel zu denken ließ.

„Lassen Sie mich allein!“ sagte der König in verdrießlichem Tone.

Der Staatssekretair entfernte sich langsam.

Jetzt sah Ludwig XIII. seine ganze Lage ein, und erschrak über das Nichts, das er in sich selbst fand. Er ließ seine Augen zuerst über die Papierstöße schweifen, die ihn umgaben, ging von einem zum andern, fand überall Gefahren, und fand dieselben

nie größer, als in den Hülfsquellen, die er selber fand. Er stand auf und beugte sich über eine Karte von Europa; dort fand er im Norden, im Süden, im Mittelpunkte seines Reiches alle Schrecken beisammen; die Revolutionen erschienen ihm wie Eumeniden; unter jeder Provinz glaubte er einen Vulkan rauchen zu sehen; es däuchte ihm, als höre er den Nothschrei der Könige, den Wuthschrei der Völker; es kam ihm vor, als müsse der Boden sich spalten; es flirrte vor seinen schwachen und ermüdeten Augen; sein kranker Kopf ward von einem Schwindel ergriffen, der das Blut zu seinem Herzen zurückdrängte.

„Richelieu!" schrie er mit erstickter Stimme, eine Schelle ziehend — „man rufe den Cardinal zurück!"

Und er sank ohnmächtig zu Boden.

Als er durch starke Gerüche und Essenzen, die man ihm auf die Lippe und an die Schläfe träufelte, wieder belebt, seine Augen öffnete, sah er einige Pagen, die sich jedoch zurückzogen, sobald er die Lider aufschlug, und ihn mit dem Cardinal allein ließen.

„Sie haben mich zurückgerufen!" sagte Richelieu dumpf; „was soll ich Ihnen?"

Auf das Ohrkissen seines Stuhles gelehnt, öffnete Ludwig die Augen, sah ihn an und schloß sie wieder.

„Regieren Sie!" sagte er mit schwacher Stimme.

Aus den Augen des Cardinals brach es aufleuchtend wie ein Blitz. Dieses Wort Ludwig's XIII. war der größte Triumph seines Lebens. Er neigte sich vorwärts, als ob er an dem Gehörten zweifle, aber er hatte recht vernommen.

„Regieren Sie!" wiederholte der König mit abgewandtem Gesicht.

Der Cardinal begriff Alles. Aber er war zu stolz, um mit einem Hülf- und Wehrlosen zu kämpfen. Wollte er seines Sieges genießen, so mußte er zuvor die Waffen in die Hand des Königs zurückgeben.

Entschlossen und gefaßt, auf Alles zu antworten, nahm er auf's Neue das Wort:

„Ew. Majestät sprachen vorhin — von einer Liebe zwischen mir und der Königin. Ich bereue meine vorige Kürze. Haben Sie mich nichts — gar nichts mehr in dieser Sache zu fragen, Sire?"

Der König ächzte auf und machte eine abwehrende Bewegung.

„Nichts — gar nichts!" sagte er mit Anstrengung, noch immer geschlossenen Auges.

„Wohlan!" erwiderte Richelieu mit einem Blick zum Himmel — „so lassen wir sie ruhen; es ist mir lieb um Ihret- und nicht um meinetwillen. Das Eine nur lassen Sie mich hinzufügen, Sire, daß,

wenn das Herz der Königin-Infantin sich je von ihrer Pflicht zu einem Lebenden verirrt hätte, es die Schuld der Vernachlässigung von Seiten ihres Gemahls, nicht die ihres Charakters wäre. Sie werden sich daher Gewalt anthun und mir gestatten, Sie mit Ihrer Gemahlin auszusöhnen. Wollen Sie nun, daß ich fortfahren soll, Ihnen wie bisher zu dienen, so unterzeichnen Sie gefälligst diesen Befehl an den Kanzler, nach geschehener Verhaftnahme der bis jetzt entronnenen Verschwörer das Parlament von Paris zu instruiren und die Herren von Guise und Bouillon peinlich zu vernehmen."

Den Kopf immer in den Stuhl zurückgelehnt, ließ Ludwig seine Hand auf das Papier fallen und unterzeichnete.

„Nun noch dieses, wenn es Ew. Majestät gefällt!" fuhr der Cardinal fort, indem er dem Könige mehrere Papiere überreichte.

Der König nahm sie und las:

„Der Cardinal von Richelieu findet, daß er der, Sr. Majestät geleisteten Dienste halber, seines Lebens nicht sicher ist. Wenn also der König den Cardinal besuchen will, sollen die Wachen des Letzteren die Waffen nicht ablegen, und wenn der Cardinal den

König besucht, sollen seine Wachen den Platz mit denen Sr. Majestät theilen.

Ferner:

Da sich verschiedene, Sr. Majestät dem Könige nahe stehende Personen mehr oder minder bei der Verschwörung des Grafen von Soissons betheiligt haben, so erachtet der Cardinal von Richelieu:

Erstens:

„Daß Alles, was sich auf die Einmischung Ihrer Majestät der Königin in dieselbe betrifft, lediglich seinem Ermessen überlassen bleibe.“

Zweitens:

„Daß der Pater Caussin, Jesuit und Beichtvater Sr. Majestät, in sein Kloster zu Rennes transportirt und durch den Pater Sirmond ersetzt werde.“

Drittens:

„Daß die Signora Carlotta Andarini den Hof verlasse.“ Der König zuckte zusammen, sagte aber nichts und unterschrieb. Er brach in helle Thränen aus. Der Cardinal wartete einige Minuten lang, bis die Heftigkeit des Paroxysmus sich gelegt; dann reichte er ihm ein neues Blatt.

Der König hatte gerade noch Kraft genug, um es zu lesen. Es war eine Art von Manifest an das jüngst gedemüthigte Parlament von Paris, in welchem

der König, zur Rettung der angefochtenen Ehre seines Ministers, die Partei des Grafen von Soissons noch besonders verdammte und seine eigene Begünstigung und Duldung der Verschwörung mit der Zwischenbemerkung beichtete, daß er sich in dieselbe habe einweihen lassen, um sie dem Minister zu verrathen.

Seinen Namen unter dieses Blatt zu schreiben, hieß für Ludwig XIII. soviel, als seine eigene, persönliche Unehre und Entwürdigung zu besiegeln.

„Auch das noch?" rief er, indem er die Feder sinken ließ.

„Es ist die Bedingung meines Bleibens!" erwiderte Richelieu, indem er sich langsam erhob.

Der König unterzeichnete.

Achtes Kapitel.

„Stolzes Herz, Du hast es so gewollt!
Du wolltest glücklich sein, unendlich glücklich
Oder unendlich elend, stolzes Herz,
Und jetzo bist Du elend!"

Heine.

Nachdem der Minister dem Könige in Bezug auf die Königin Anna die nöthigen Mittheilungen über ihre Betheiligung bei der Verschwörung und das dieserhalb gegen sie eingeleitete Verfahren gemacht, entfernte sich Ludwig mit dem Versprechen, die Königin nicht eher aufzusuchen, bis Jener es ihm sagen lasse; und Richelieu blieb allein. Er hatte wirklich das Aeußerste erfahren, was ein Mensch in seiner Stellung erfahren kann; er hätte ausruhen mögen von der Qual dieses Sieges, aber er erinnerte sich, daß noch ein Schritt zur Vollendung desselben fehle. Wie Ludwig XIII., so mußte auch Anna von Oestreich die Hefe der Demüthigung trinken, um ihm nicht

Ruhe, aber das Bewußtsein zu geben, daß nichts auf der Welt ihm zu widerstehen vermocht.

Er schellte und befahl, eine einfache Karosse anzuspannen, um nach dem Val de Grace zu fahren. Er fragte nach Joseph, den er bereits vor mehreren Stunden erwartet hatte, und erhielt zur Antwort, daß derselbe durchaus nichts von sich habe verlauten lassen. Etwas beunruhigt durch das Ausbleiben der sonst so pünktlichen „grauen Eminenz" befahl er, beim Cardinalspalaste vorüberzufahren und in seiner Wohnung nach ihm zu fragen. Um Aufsehen zu vermeiden, stieg er dann ohne Wachen und ohne andere Begleitung, als die Chavigny's und eines einzigen Bedienten (welcher auf dem Kutscherbocke saß, während Chavigny ihm beim Schein der Wagenlaterne die aus Deutschland angekommenen Depeschen vorlesen sollte), in den Wagen und rollte, trotz seiner durch die Aufregung verdoppelten Körperschmerzen, in scharfem Trabe davon. Das Pflaster, welches damals noch so schlecht war, daß es zum Theil kaum seinen Namen verdiente, trug nicht dazu bei, die Fahrt erträglicher zu machen. Zudem heulte der Sturm durch die Straßen und löschte die Laternen aus, so daß es Chavigny unmöglich ward, zu lesen. Der Cardinal war zerstreut und bemerkte es kaum;

dagegen sah er, daß von Zeit zu Zeit Steine, von unbekannter Hand geschleudert, an seinem Wagen vorbeiflogen. Derselbe hatte nämlich auf dem Schlage das vergoldete Wappen der Richelieu, und obwohl Niemand ahnen konnte, daß der Minister selbst sich darin befinde, so haßte und verfolgte die verblendete Zeit doch Alles, was von ihm kam und von ihm sprach. Aber Richelieu glaubte im Grunde seines Herzens unbewußt schon längst an seine eigene Unerreichbarkeit. Ohne sich zu fürchten steckte er den Kopf zum Schlage hinaus. Er betrachtete selbst diesen allgemeinen Haß — selbst die Lebensgefahr, womit derselbe ihn bedrohte, mit der Gleichgültigkeit und dem Stolze jener seelischen Verzweiflung, welche durch die Dinge dieser Welt weder aufgehoben, noch gesteigert werden kann.

Vor dem Portal des Cardinalspalastes hielt der Wagen an, und Chavigny stieg aus, um Joseph zu rufen. Nach einigen Minuten erschien er bleich und zitternd wieder am Schlage. Er versuchte mehrmals vergeblich zu sprechen.

„Was ist denn geschehen?" fragte Richelieu ruhig, mit einigem Erstaunen über die Erregung des Staatssekretairs.

„Ich wage es kaum zu sagen!" rief Chavigny

ganz verwirrt. „Es wird Ew. Eminenz auf's Furchtbarste erschüttern."

Der Cardinal lächelte kalt. „Ich möchte wissen," sagte er, „was mich wohl noch erschüttern kann."

Chavigny war kein Gefühlsmensch, aber das Herz erstarrte ihm bei diesen Worten. Ohne zu sprechen, blieb er stehen und fand sich förmlich erleichtert, als der Pater Valmar im Portal erschien, an den Schlag stürzte und mit gefalteten Händen ausrief:

„O gnädiger Herr! ich bitte Sie, kommen Sie herunter! Der Pater Joseph verlangt nach Ihnen — der gute Pater liegt im Sterben!"

Der Cardinal hörte es, fuhr zusammen — und lachte. „Die Götter sind erfinderisch!" brach er aus; „das war in der That das Letzte, was mich treffen konnte."

Er riß mit eigner Hand den Wagenschlag auf und sprang ohne die Hülfe des Dieners hinunter. Chavigny und der Pater Valmar folgten. In zwei Minuten war er an dem Strohlager, auf welchem der Kapuziner, unfähig zu sprechen, in heftigen Zuckungen lag. In dem Zimmer waren eine Menge von Leuten anwesend. Zu Häupten des Bettes saß Chicot, der Arzt des Cardinals; zu Füßen desselben

spielte ein kleiner Knabe, den Richelieu weder kannte noch bemerkte, mit einem Rosenkranz, den der Pater Valmar daselbst hatte liegen lassen. In der Thür war Chavigny in großer Verlegenheit mit den Depeschen in der Hand stehen geblieben, die seit vier Stunden geöffnet werden sollten, ohne daß man dazu gekommen war. Er dachte auch an die Königin, welche mindestens seit eben so langer Zeit im Val de Grace der Entscheidung ihres Schicksals harrte, und sah, daß sie von Richelieu völlig vergessen war.

„Gnädiger Herr!" flüsterte er ihm endlich zu — „gedenken Sie Ihrer Majestät der Königin —".

„Ich werde ihrer gedenken!" war die Antwort.

„Und wenn Sie so viel Fassung gewinnen können, öffnen Sie endlich dieses Packet — Vielleicht erheischt sein Inhalt unaufschiebliche Maßregeln."

Mechanisch streckte der Cardinal die Hand nach den Depeschen aus. Auf einen Wink brachte ein Page eine Scheere und zerschnitt das grüne Band, welches die Rolle zusammenhielt.

„Geben Sie Befehl, in der Notre Dame die Messe zu lesen!" rief er dem ebenfalls anwesenden Bischof von Auxerre mit einem Blick auf Joseph zu, der einem Stein hätte Thränen erpressen können.

In diesem Augenblick schien dem Kapuziner das

Bewußtsein zurückzukehren. Er fuhr mit der Hand nach der Brusttasche seiner Kutte, zog ein Papier daraus hervor, welches er dem Cardinal mit unsäglicher Anstrengung hinreichte, und wandte dann, schon mit dem Tode ringend, das blutunterlaufene Auge auf die Depeschen, in die der Cardinal auf wiederholte Bitten Chavigny's starr hineinschaute.

„Sie sind aus Deutschland, Pater Joseph!" rief Chavigny mit einem Anflug von Rührung. „Herzog Bernhard von Weimar wird nicht ermangeln, uns gute Nachrichten zu senden."

„So ist's!" ergänzte Richelieu — „Muth, Joseph, Muth! Wir besiegen die Habsburger auch in Deutschland! Breisach ist unser!"

„Ist unser!" wiederholte Joseph zurücksinkend — „das wußte ich! Was hätte ich nicht noch erleben können — O! —"

Hier unterbrachen neue Zuckungen die Rede des Kapuziners. Der Cardinal schleuderte die Depeschen und mit ihnen auch das Papier weg, welches Joseph ihm gegeben und rief dem Pater Valmar zu:

„Im Hofe unten steht mein Wagen, Pater Valmar! Man lese ununterbrochen die Messe in meiner Kirche der Sorbonne! Der Cardinal Mazarin selbst wird Ihnen dabei assistiren!"

Der Cordelier entfernte sich, während der Cardinal sich zu dem mit einem neuen Medicament beschäftigten Chicot wandte; Chavigny hob die am Boden liegenden Depeschen auf.

„Mensch!" sagte Richeleiu ganz laut, indem er den Arzt bei den Schultern faßte und verzweiflungsvoll auf den Kranken blickte, welcher in gräßlichen Krämpfen verendete — „Mensch, wenn Ihnen Ihre Seele lieb ist, retten Sie mir diesen Mann!"

Bei diesem Ausruf des so stolzen Cardinals brach Alles in Thränen aus. Der Arzt beugte sich, von Mitleid ergriffen, zu ihm nieder.

„Ich kann nicht!" brach er aus — „ich habe gethan, was ich vermochte. Ew. Eminenz sehen selbst —"

„Was sehe ich?" unterbrach der Cardinal.

„Daß er vergiftet ist — — Vielleicht wäre er zu retten gewesen, aber man rief mich zu spät."

„Vergiftet!" schrie Richelieu — „von wem, von wem?" Und er stürzte mit dem Gesicht zu Boden.

Eine matte Stimme schlug an sein Ohr und eine kalte Hand berührte seine Schulter.

„Den Brief, den ich Ew. Eminenz gegeben!" ächzte Joseph, indem er auf das Blatt deutete, welches der Cardinal weggeworfen hatte. Richelieu sah es und nahm es, aber ohne hineinzusehen.

„Vernichten Sie es!“ murmelte Joseph zurücksinkend — „die selige Jungfrau schütze Ew. Eminenz!“

Der Cardinal zerriß mechanisch das Blatt und starrte in das bläuliche verzerrte Antlitz des Kapuziners, es regte sich kein Glied im Saal; hätte Niemand geweint, so würde man das Fallen einer Feder gehört haben.

„De Broc hat mich vergiftet!“ murmelte Joseph mit erlöschender Stimme! „ich sagte es Ihnen ja — ich traute ihm nie!“

Der Cardinal erfaßte heftig die Hand, welche ein langes Leben hindurch für ihn und für ihn allein gearbeitet hatte; — sie war starr und kalt —

Joseph war todt.

Da brach ein Schrei des Jammers aus der Brust dieses großen Menschen, der hinfort von keinem Lebenden mehr die Wahrheit hören sollte.

„Hin — hin!“ rief er außer sich — „ich habe Alles verloren — meinen Trost, meine Stütze, meinen einzigen Freund auf dieser Welt!“

Man mußte ihn hinwegführen.

„Er hat de Broc als seinen Mörder angegeben!“ rief er im Abgehen; „man ergreife diesen Menschen, wie und wo man ihn finden mag!!“

Der Arzt ließ ihn auf's Bette legen. Dort blieb

er ohne Bewußtsein, von Chicot und mehreren seiner Pagen bewacht, länger als anderthalb Stunden. Als er sich endlich aufrichtete, klagte er nicht, war aber geisterhaft anzusehen. Es schlug drei Uhr Morgens. Ihm war, als hätte er geträumt.

„Breisach genommen!“ sagte er mit hohler Stimme, indem verschiedene Erinnerungen ihm allmälig zurückkehrten; — „Ein Sieg mehr zu so vielen! — was ist es weiter? Ich bin daran gewöhnt.“

Mit tiefer Abspannung fügte er nach einigen Minuten hinzu: „Ich lasse Herrn von Chavigny bitten, den Kurier mit Glückwünschen nach Breisach abzufertigen; für alles Uebrige hat Charpentier bereits meine Noten.“

Mit tiefer Verbeugung erhob sich einer der Pagen und verschwand.

„Ich will allein sein!“ sagte Richelieu.

Lautlos verließen auch die Uebrigen das Zimmer.

Der Arzt allein wagte zu bleiben.

„Ew. Eminenz sind krank!“ bemerkte er schüchtern; „nehmen Sie einen beruhigenden Trank und legen Sie sich nieder.“

„Ihr wollt beruhigen und dem Müden Schlaf geben und könnt es nicht — und aus dem langen Schlaf erwecken könnt Ihr ebenfalls nicht — Wo

ist das Ende und der Anfang Eurer Wissenschaft? könnt ihr die Gestorbenen wieder erwecken?"

Der Arzt krümmte sich und zuckte die Achseln; Richelieu ging von ihm weg und wandte ihm den Rücken.

Langsam und durch die Schmerzen in der Seite jeden Augenblick genöthigt inne zu halten, wankte er durch die lange Reihe der Zimmer und die endlosen Galerien des Cardinalspalastes. Meist waren sie durch herabhängende Lampen matt erleuchtet. Die zum Wachen bestellten Pagen und Edelleute lagen schlafend auf Stühlen oder am Boden auf den reichen Teppichen. Ohne durch seine Umgebung einen Eindruck zu empfangen, ja, eigentlich ohne seine eigenen Körperschmerzen mit Bewußtsein zu empfinden, war Richelieu bis an die große Treppe gelangt, welche in den ersten Hof hinunter führte, als ihn der Schein einer Pechfackel blendete. Unangenehm überrascht, fuhr er ein wenig zurück; dann faßte er den Ankommenden in's Auge und winkte ihm; es war der Pater Valmar, von einem Schweizer der Garde begleitet.

Der Cardinal schritt ihm voran, bis in sein Schlafzimmer. Dort angelangt, fragte er, ob man noch immer in der Sorbonne die Messe lese. Der

Pater bejahte es. „Der Cardinal Mazarin ist damit beschäftigt! sagte er; „er beunruhigt sich aber um Ew. Eminenz willen und sendet mich, um ihm von Ihnen und dem Pater Joseph Nachricht zu bringen."

„Der Pater Joseph schläft" — erwiderte Richelieu.

„Und wollten Ew. Eminenz die langentbehrte Wohlthat der Ruhe verschmähen?" rief der gute Cordelier — „Schlaf ist Vergessen, und Vergessen ist süß —"

„Schlaf!" wiederholte Richelieu langsam, indem er mit der Hand über die geschlossenen Augen fuhr — „es gab eine Zeit, wo ich schlafen konnte, obschon ich damals der Ruhe nicht so bedurfte, wie heut — — das ist vorbei —!"

„O, Herr Cardinal!" unterbrach ehrerbietig der Cordelier — „es ist der Fluch Ihres hohen Standes, daß Alles, was gewöhnlichen Menschen fremd bleibt oder sie nur in geringem Maße heimsucht — daß Neid, Rachsucht und Argwohn Ihre Nächte vergiftet; sonst —"

„Vergiftet — ach!!" — wiederholte Richelieu, die letzten Worte auffassend — „wer spricht mir vom Vergiften? — Ich sage Euch," fuhr er mit einem Blicke ungeheuerster Aufregung fort — „ich sage Euch,

die ihr von Argwohn sprecht, daß ich heute Nacht umhergegangen bin und die Wachen verwünscht habe, welche die Zugänge meines Palastes sperren und den Mord, der draußen lauernd sitzt, verhindern, sich mir zu nahen! Ich frage Euch, warum ermordet man mich nicht? Ist der Haß so ohnmächtig gegen mich? — Wer bin ich denn? Es giebt Stunden, in denen ich das Dasein satt habe — und wo es mich lüstet, ein Beispiel mehr zu sein von der Ungeheuerlichkeit menschlichen Undanks und Verfalls. Ich habe Alles gekannt, und ich verachte die Menschen."

Er sank zusammen. Der Pater Valmar krümmte sich vor dieser gigantischen Trostlosigkeit. Er glaubte, daß der Himmel selbst es diesem Manne schuldig sei, einen Lichtstrahl in seine Finsterniß zu werfen. Er beugte ein Knie vor ihm und sagte sanft:

„Gott sandte Ew. Eminenz in Ihrem Sohne einen Trost und eine Aufforderung zu neuem Lebensmuth; segnen Ew. Eminenz den Schlummer Ihres Kindes."

Der Cardinal hörte es und stieß einen leichten Schrei des Schreckens aus. Er sprang mit einer plötzlichen Bewegung der Kraft empor und faßte den Cordelier beim Arme.

„Mönch!" murmelte er, „Du weißt es also —

— Sprich mir die Wahrheit: wie lange weißt Du es?"

„Seit ich die Züge lesen lernte, die die Natur auf das Gesicht meines Pfleglings schrieb — nicht durch Verrath eines Dritten — auch durch keine Künste meinerseits."

Der Cardinal ließ den Pater los und sank mit aschenbleichem Gesicht auf das Bett zurück. „Du thust Unrecht, Mönch! so ruhig zu sein," ächzte er nach kurzer Pause; „Du hast ein Geheimniß von mir in Händen — Du weißt, daß ich Macht habe, Dich zu tödten, und sollst hiermit erfahren, daß ich es müde bin, diese Macht nicht zu mißbrauchen — — Laß meinen Sohn nicht ehrgeizig werden!" — fuhr er dann mit gebrochener Stimme fort — „es ist süß, in jungen Jahren von der Macht zu träumen — aber man schläft und träumt nicht mehr, wenn man groß geworden ist. Man hält es für göttlich, das Schicksal der Staaten und ihrer Beherrscher zu lenken und über Leben und Tod zu gebieten und Glück und Elend auszustreuen, wie es die Laune des Augenblicks erheischt — und doch ist es ein armes Gaukelspiel, ein Sklavenloos im Tyrannenmantel, und wenn man's eine Weile getrieben hat, bleibt nur der namenlose Ekel an allem Bestehenden, weil man nicht

mehr weiß, wo man nach etwas Neuem unter der Sonne suchen soll."

„So wäre ja der gewissenlose Tyrann dem gerechten Machthaber an Glück voraus! Ich kann's nicht glauben!" sagte Valmar ernst und traurig.

„Guter Mann," warf Richelieu hin — „Du warst nie mächtig und weißt nicht, was ich weiß — Ich habe Deinen Gedanken nicht gedacht, aber daß ich's nicht gethan — daß ich's nicht eher eingesehen, das ist die Narrheit meines Lebens. O, nur nicht weise, nur nicht tugendhaft sein wollen! In dieser tollen und faulen Welt ist das die unverzeihlichste Tollhäuslerei! Ich bin rein auf den Kampfplatz getreten; ich habe Macht erstrebt und errungen, nicht, um zu genießen, sondern um Thaten zu thun und Großes zu schaffen. Ich habe Frankreich geliebt und meinen König geliebt, und die Gerechtigkeit und die Vernunft mit Verleugnung meiner selbst geliebt! Ich habe keinem tollen Gelüst Raum gegeben; habe nicht geschwelgt mit Kupplern und Buhldirnen; habe nicht, wie Nero, Städte in Brand gesteckt, um meinen Orgien zu leuchten, und keine Provinzen gebrandschatzt, um meinen Wein mit den kostbaren Perlen des Oceans zu würzen — Was ich gethan, that ich für Frankreich! Durchsuche mein Leben, wie Du willst

— ich sage Dir, Du wirst nichts Anderes finden, als Gerechtigkeit! Ich habe das Unerhörte wahr machen wollen, ein Mensch zu sein, zur höchsten Macht berufen zu sein und ihren Verlockungen gegenüber in jedem Augenblick die höchste Mäßigung zu bewahren. Und wenn der guten Sache halber gemeiner Haß mich traf, da war ich stolz und glaubte mich groß — —! Elende Kurzsichtigkeit! — Es steht dem Menschen nicht, die göttliche Unwandelbarkeit zu konterfeien; mir ekelt vor meiner eigenen Geduld."

Er schloß die Augen und ließ den Kopf in die Kissen sinken.

„Ich sage Dir," hub er dumpf nach kurzer Pause wieder an — „laß meinen Sohn nicht ehrgeizig werden! — Laß ihn lieber allen Leidenschaften unterliegen, als dieser, welche das Schicksal in einer düstern Stunde für große Naturen erfand, damit ein Mittel sei, sie in ihrer eigenen Befriedigung zu vernichten. Denn wenn man redlich war und alle Kraft der Verwirklichung eines Gedankens weihte, und weder sich, noch Andere schonte, um eine Spur seines Daseins in dem Geschicke der Welt zu hinterlassen — und dann der Zweifel kommt, und uns, ob wir denn wirklich die Wahrheit verfolgten, bis zur Verzweiflung fragen läßt — dann ist der Fluch vollendet,

der auf der Größe ruht, und heimathlos für immer irrt der verstoßene Gedanke — — Ich habe einmal geträumt, daß ich verrechnet die ganze große Summe meines Lebens und daß mein Werk sein eigenes Gegentheil sei! Ich habe es nur geträumt — — und habe es nie vergessen können!"

Der Pater Valmar erbebte vor den titanenhaften Erschütterungen dieser Natur, deren verdüsterte, doch immer noch erkennbare Schönheit ihn bis zu Thränen überwältigte. Er nahm die Hand des Cardinals, küßte sie ehrerbietig und sprach:

„Die Seligen im Paradiese werden Euch Wahrheit senden."

Von einer plötzlichen furchtbaren Erinnerung erfaßt, fuhr Richelieu in die Höhe; ein leises, schreckliches Lachen schlug an das Ohr des Mönchs.

„Im Gegentheil!" rief der unglückliche Mann — „der letzte Funken von Wahrheit, der mein Leben erleuchtete, ist mir genommen! O Joseph — Joseph — Joseph!! —"

„Um Gott — ist er todt?" rief der Cordelier entsetzt.

„Todt!" wiederholte Richelieu — „todt! — sie haben ihn vergiftet."

„O, das ist abscheulich!“ murmelte der Cordelier erbleichend — „dreimal abscheulich ist diese That!“

„Ja wohl!“ entgegnete Richelieu — „dreifach abscheulich ist sie auch! Und ich liege hier, die Hände müßig im Schooße! Mein einziger Freund auf der Welt! Seht doch, und da muß der Mönch kommen und mich daran erinnern, daß es dreifach abscheulich ist, ihn vergiften zu lassen! Und wenn der Thäter mir entkommt, so habe ich nicht einmal die Befriedigung, seinen Tod zu rächen! Seht, guter Cordelier, das ist die Macht, die ich erkauft habe mit meiner himmlischen und irdischen Seligkeit! Doch genug! — ich wählte sie und will sie ertragen bis an's Ende. Und da fällt mir eben ein, daß die Königin von Frankreich seit gestern, glaube ich — im Val de Grace auf mich wartet! Gehen Sie und sagen Sie irgend Jemandem, mir eine Sänfte zu besorgen, und schicken Sie meinen Großhausmeister zum Könige mit der Bitte, mir in einer Stunde in's Val de Grace zu folgen. Ich hoffe, diese letzte Prüfung ist kurz.“

Der Cordelier entfernte sich. Der Cardinal ging langsam auf und ab und wartete ohne die mindeste Ungeduld auf die Ausführung seiner Befehle. Nach Verlauf einer halben Stunde kündigte ein Edelmann

ihm an, daß Alles bereit sei; und in der That fand er eine Sänfte von einem glänzenden und ziemlich zahlreichen Zuge umgeben. Er hatte keine Begleitung gewollt; trotzdem stieg er ohne ein Wort, weder des Tadels noch des Beifalls, ein und ließ sich forttragen. Im Val de Grace angekommen, fragte er nach der Oberin des Klosters, die ihm in Thränen schwimmend entgegentrat, und gebot ihr nach einem kalten und flüchtigen Gruß, ihn ohne Verzug zu Ihrer Majestät zu führen.

Anna von Oestreich hatte am vorhergehenden Abend im Refektorium des Klosters den Kanzler Séguier mit mehreren Cabinetssekretairen und Magistratspersonen nebst zahlreichem Gefolge bei der äußerst bestürzten Aebtissin vorgefunden. Der Kanzler war ihr ehrerbietig und mit strenger Miene entgegen gegangen und hatte, nachdem er die weinende Aebtissin zu beruhigen gesucht, ein förmliches peinliches Verhör angestellt, welches Anna die ganze Nacht hindurch vergebens durch die Ankunft des Cardinals beendet zu sehen gehofft hatte. Chavigny, benommen und bestürzt durch Joseph's Tod und die dadurch herbeigeführte Ohnmacht des Cardinals, hatte seinerseits nicht gewagt, irgend eine Nachricht in's Val de Grace zu senden.

Jetzt kam der Cardinal. Er war blaß — er war gleichgültig — er hatte die Farbe eines Todten — seine Stimme klang hohl. Er fand den ganzen Gerichtshof noch im Refektorium versammelt. Gelassen trat er zu der Königin und entschuldigte sein Ausbleiben mit Nennung des wahren Grundes.

Alle Anwesende erbebten vor dem Ausdruck dieser Leidensgestalt. Sechs Stunden schienen seinem Alter mindestens eben so viele Jahre hinzugefügt zu haben. Anna von Oestreich, durch ihr Unglück und die endliche letzte Einsicht in ihre Machtlosigkeit der Kraft zum Zorne beraubt, vergaß in dieser Minute der Jahre des Hasses und der Rachesehnsucht, die sie bis hierher geführt. — Unter einem Stern mit ihm geboren, in dasselbe große Triebrad des Geschickes mit ihm verflochten, verlassen von Gott und aller Welt, traf sie nun, nachdem sie mit krampfhaften Mühen die Kette, die ihn mit ihr verband, gesprengt, zum letzten Male wieder mit ihm zusammen. Wie es kam, wußte sie nicht, aber sein Anblick war ihr ein Trost. Sie sah in ihm ein unbekanntes Unglück, das größer noch als das ihrige war. Sie hatte ein Gefühl, als ob er sich ihrer erbarmen müsse — sie hatte einen Augenblick lang einen thörichten Hoffnungsgedanken, gleich als ob er Herr über alles Glück

und alles Leiden sei. Sie vergaß alles Andere außer diesem Gedanken. Er verlangte in ihre Zelle geführt zu werden, und widerstandslos schritt sie selbst, von der Oberin und zwei Ordensschwestern begleitet und von dem Kanzler mit seinem ganzen Troß gefolgt, voran. In der Zelle fand man verschiedene Kasten mit Geld und Kleinodien und eine doppelt verschlossene Schatulle. Der Cardinal ließ sich für's Erste, gleich als ob er es mit einer gemeinen Verbrecherin zu thun habe, das ganze Ergebniß des nächtlichen Verhörs berichten. Dann nahm er die Schatulle, prüfte sie mit der Hand und sagte so eiskalt wie zuvor:

„Im Namen des Königs bitte ich Ew. Majestät, auch den Inhalt dieser Schatulle, die ohne Zweifel Ihre Correspondenz mit den Feinden des Landes enthält, zu Händen des Kanzlers Monseigneur Séguier zu überliefern."

Da brach der Muth der unglücklichen Frau. Gewaltsam steif hielt sie sich aufrecht; vor ihren Augen schwirrte Alles in einander und sank hinab, tief, wie in einen unermeßlichen Abgrund. Sie hätte schreien und die Hände ringen, sie hätte rasen mögen gegen die stummen und spöttischen Gesichter, welche sie rings im Kreise umgaben; in dieser Minute begriff sie, daß es unmöglich sei, der Rache zu ent-

sagen, wenn man die Macht dazu besitzt. Aber für ihre leichte Natur war die Erschütterung zu stark. Diese unendliche Qual mußte einsam zu den Füßen eines Menschen ausgeweint werden, der leiden konnte, wie sie. Als seien die letzten Jahre nur ein schwerer Traum gewesen, so zog ein Klang vergangener Zeiten durch ihr Gemüth. Sie that zwei Schritte gegen den Cardinal und sagte mit einem flehenden Blick in seine kalten und erstorbenen Augen:

„Man lasse mich allein mit Sr. Eminenz!"

Der Kanzler machte eine tiefe Verbeugung und verließ die Zelle. Die Uebrigen folgten. Ungeduldig, trocknen, brennenden Blicks folgte Anna ihren Bewegungen. Als der Letzte hinaus war, öffnete sie die Thür, schloß sie wieder und schob den Riegel vor; dann wandte sie sich, breitete, wie in der Sehnsucht nach Verlornem, unwillkürlich die Arme aus und ließ sie wieder sinken. Sie schauderte zurück vor dem, aus dem Grabe ihrer vergeudeten Jugend aufsteigenden Gespenst, das in die wüstenhafte Einsamkeit ihres Herzens ein schreckliches Leben brachte. Sie kam sich spukhaft vor; sie sah vor sich ihre vergangene Liebe wie eine versteinerte Flamme; vor ihren Augen flimmerte es, blauen Irrlichtern gleich, die über Gräbern tanzen. Sie sank ohne ein Wort,

ohne einen Laut, ohne einen zweiten Blick auf Richelieu in ihren Betstuhl nieder. Was war hinfort noch für sie zu hoffen. Die Zeiten der Träume und der sehnsüchtigen Schmerzen — die Zeiten der Liebe waren vorbei!

Der Cardinal that keinen Schritt, um sie aufzurichten. Sie lauschte vergebens auf einen Laut der Milde — auf eine Sylbe des Erbarmens. Er sprach sie nicht. Weßhalb hätte er es thun sollen? auch ihr dankte er ja Schmerzen! Er hatte einst sein stolzes Herz vor ihr gebeugt — sie hatte gewagt, mit ihm zu rechten und ihn aufzugeben. Jetzt lag sie vor ihm im Staube; sie war an ihrem Platz.

Es war Erhabenheit in dem Uebermaaß dieses Stolzes, der nach sich die ganze übrige Welt zu messen wagte, und Anna von Oestreich fühlte es. Von ihrem Betschemel streckte sie, ohne sich zu erheben, bittend die Hände aus, ein Bild der Machtlosigkeit und Vernichtung.

Da endlich — denn der Demuth gegenüber hat der edle Mensch keine Waffe — ging ein letztes seltsames Gefühl durch die Seele des Cardinals von Richelieu. Vor ihm auf den Knieen lag flehend diese Frau, die er Jahre lang anbetend geliebt hatte. Ihr selber unbewußt, beschwor ihn die blasse und

stumme Lippe bei Allem, was sie ihm einst gewesen, ihr zu verzeihen. Ihr selber unbewußt, suchte sie in seinen Zügen nach einer letzten Spur jener schönen Empfindung, die ihn einst zu ihren Füßen gerissen. Umsonst! — er war alt, und sein Haar war grau geworden, und längst schon waren diese Gluthen todt.

Und dennoch flog sein Blick zurück in die vergangenen Jahre; er sah Annen von Oestreich wie sie gewesen, mit ihren blonden Locken und schwellenden Lippen. Er sah das schwärmerische, wenn gleich flüchtige Aufblitzen zum Himmel, den launischen Spott, die bezaubernde Leichtfertigkeit, das Sehnen nach unergründlicher Liebesgewalt, das Hinreißende, das sie und ihn zu Grunde gerichtet hatte. Und während dieses Bild vor seinem inneren Auge vorbeizog, erblickte das äußere die Anna von Oestreich, die da war, gebeugt, geknickt, verflogen die Jugend, entweiht und verleugnet die Leidenschaft ihres Herzens. Das Elend dieses Vergleichs war unaushaltbar. Wenn Richelieu je gebetet hatte, so betete er jetzt um die Gnade, nur noch einmal wirklich zu fühlen — ein einzig Mal noch in der Unglücklichen am Boden, wie damals, den verkörperten Traum seines Lebens zu erblicken — — In dem Elend der Größe, die ihn erdrückte, rang er nach einer letzten Täuschung

— suchte er nach einem zurückgebliebenen Funken von Empfindung, armseligem Vermächtniß seiner flammenden Jugend — — Umsonst — umsonst! Diese Gluthen waren todt.

Er wandte sich seufzend hinweg und sagte mit dem Tone eines Richters, der sein Mitleid zu verbergen wünscht:

„Ich glaube, Madame, daß Sie den König bereit finden werden, Ihnen zu verzeihen."

Anna von Oestreich erhob sich und schwankte dem Ausgange zu; sie mochte einen Augenblick lang an Selbstmord denken. An der Thür kehrte sie wieder um und sagte mit gebrochener Stimme:

„Ich hatte den Schlüssel zur Schatulle vergessen — hier ist er, Herr Cardinal."

Richelieu nahm den Schlüssel und wagte einen letzten Blick auf das blasse, gefurchte, einst so hinreißende Antlitz. Eine Pause entstand, während welcher er sein Gesicht mit den Händen bedeckte.

„O daß wir so enden müssen, nachdem wir so begonnen! Aber trösten Sie sich, Anna — trösten Sie sich!" rief er überwältigt; „ich bin viel elender als Sie."

Die Königin brach in lautes Schluchzen aus. Da klopfte es an die Thür. Der Cardinal bat

Annen, ruhig zu sein, öffnete und erblickte die Oberin. Sie meldete Se. Majestät den König.

„Er kommt zu schnell!" sagte der Minister gelassen; „doch mag er eintreten; ich bitte Sie, führen Sie Se. Majestät hier herein."

Nach zwei Minuten stand Ludwig XIII. in der Zelle — so gleichgültig, so stöckisch und so kalt, wie immer. Richelieu deutete auf die Briefschatullen und sprach:

„Lassen Ew. Majestät Alles, was es noch an Beziehungen zwischen der Königin Anna und den Verschwörern von Sédan giebt, der Vergangenheit angehören; was hier noch nöthig ist, will ich allein mit der Königin-Infantin ausmachen. Von dieser Stunde will der Himmel nichts, als die Aussöhnung und Wiedervereinigung des königlichen Paares; gestatten mir Eure Majestäten, Ihre lange getrennten Hände in einander zu legen."

Der König näherte sich Annen wie ein Mensch, der eine schlecht einstudirte Rolle spielt, und breitete auf einen Wink seines Ministers die Arme gegen sie aus. Die Königin sank widerstrebend hinein, und ohne Wunsch wie ohne Schmerz wandte sich Richelieu von der Umarmung dieser beiden Lebensmüden, von denen Frankreich noch immer seine Zukunft erwartete.

Schluß.

„J'ai vécu sans pareil, et regné sans égal!
L'on admire partout mes vertus et mes vices.
Mes desseins, comparés avec mes services
Font douter si je suis souverain ou vassal.
J'ai fait regner le fils, j'ai fait mourir la mère
Et si j'eusse vécu j'aurais perdu le frère,
Voulant seul de l'état gouverner le timon.
Ceux qui m'ont voulu perdre, ont senti ma puissance.
Pour dompter l'Espagnol, j'ai ruiné la France!
Jugez si j'en étais l'ange ou le démon."

Epitaphe de Richelieu.

Nachdem der Cardinal von Richelieu auf diese Weise seinem Schicksal den Stempel unzerstörbarer Macht aufgedrückt, blieb ihm nichts übrig, als zu sterben. Und in der That zerstörte das Bewußtsein, nicht mehr höher steigen zu können — die Leere und Verachtung des Lebens, das für den Ehrgeiz eines Menschen zu klein befunden war, langsam, aber sicher dieses große Dasein, welches in gewissem Sinne an seiner eignen Vollendung unterging.

Das ist die ewige Tragik des menschlichen Lebens, daß Alles in und außer ihm nichts predigt, als Verfall. Nur ein verkappter Tod ist das Leben. Mag es mit Blumenkränzen, mag es mit Siegesfahnen, mag es unter der lockenden Maske von Jugend und Liebeslust erscheinen — das Bahrtuch schleppt ihm nach, und unter den Blumen und Trophäen hervor scheint irgendwo das blanke Todtengerippe. Die Kraft des Einzelnen bricht in vergeblichem Ringen; der große Mensch wird, ehe seine Aufgabe vollendet ist, durch den Drang der Umstände langsam vernichtet, und erreicht einmal unter Tausenden einer sein Ziel, so geht er unter an der Verzweiflung über die Ohnmacht, sich selbst zu überflügeln, und an der trostlosen Erkenntniß dessen, daß Alles was ist, die Arbeit seines Lebens nicht verdient.

In dem wüstenhaften Einerlei dieser Hoffnungslosigkeit verlebte der Cardinal von Richelieu seine letzten Jahre. Was war es ihm, daß Spanien in Trümmer sank? — er hatte es gewollt — er hatte es berechnet; es war nichts Neues mehr für ihn. Was war es ihm, daß Sieg auf Sieg die letzten Tage seines Regiments bezeichnete! Wie er am Sterbebette Joseph's ausgerufen! — er war's gewohnt; es überraschte ihn nicht mehr. Was war es ihm,

daß die Ansprüche des schwachen und leichtsinnigen Herzogs von Orleans durch die späte Geburt zweier Thronerben in nichts zerfielen? — er hätte sie ohnehin nicht geehrt; er würde, Frankreich und seinen Reformen zu lieb, gewagt haben, die Thronfolge zu ändern. Was war es ihm endlich, daß eine letzte Verschwörung, furchtbarer als die vorhergegangenen alle, seine Macht zu zerstören kam? Krank wie er war, gealtert, gelähmt, schließlich fast des freien Gebrauches aller seiner Glieder beraubt, vermochten dennoch alle Flüche des Unverstandes keine That zu gebären, die seinen ehernen Thron erschüttern konnte; das Unternehmen ward, wie immer entdeckt; Cinq-Mars und de Thou fielen auf dem Schaffot, und Richelieu blieb im Angesicht einer Welt, die seine Pulsschläge zählte, einsam mit seiner stolzen Verzweiflung — ein Mensch, der sich sträubt, als Mensch zu sterben und sich doch nicht zum Gott erheben kann.

Es war ohne Zweifel ein Augenblick von tiefer Bedeutung, wo der Cardinal von Richelieu, den Tod im Herzen, anfing, über die Grenzen seines eigenen Seins hinauszudenken und zu überlegen, was nach seinem Ende aus dem ungeheuren Werke werden solle, an dessen Erfüllung er sein Leben gesetzt. Doch hatte das allgemeine Interesse nichts Lebendiges; Jeder

Einzelne schien seinen Hauch zurückzuhalten; Leben und Bewegung waren rings um dieses Sterbebett verstummt. Es ist schwer zu wissen, in wie weit die Vorsehung jene Menschen, deren Gedanke und Wille die großen Dinge dieser Welt regiert, über ihr eigenes Ende erleuchtet; vielleicht sind sie hierin nicht weiter, wie der Geringste von uns. Ob der Cardinal von Richelieu darauf vorbereitet gewesen? — man weiß es nicht; wie eine schwere Gewohnheit hatte er das Leben ertragen; er mochte sich nie recht klar gemacht haben, daß der Tod eines Tages kommen und ihn besiegen könne. Sei dem wie ihm sei — oft und viel dachte er an das, was nach seinem, wie nach dem Tode des Königs geschehen müsse. Ludwig war jung, aber kränklich; jeder Tag konnte der letzte seines Lebens sein. Nach seinem Ableben eröffnete sich die traurige Aussicht einer Minderjährigkeit, deren Gefahren der Minister kannte, deren üble Wirkungen er mit so vieler Mühe zerstört hatte. Der durch seine Stellung zur Regentschaft Berufene war der Herzog von Orleans; aber Richelieu verabscheute den Gedanken, ihn an der Spitze der Staatsverwaltung zu sehen, und unbekümmert um den Zorn dieses gesunkenen Prinzen, gleichzeitig vielleicht, um einer letzten Regung seines Herzens zu genügen, ließ er den König

eine Erklärung unterzeichnen, worin er Annen von Oestreich, für den Fall seines Todes, zur Regentin und Vormünderin des jungen Dauphins ernannte. Ob er sich wünschte, ob er hoffte, in Gemeinschaft mit ihr das Reich zu lenken? wer will es entscheiden? mindestens wollte er ihr Jemanden hinterlassen, der es in seinem Sinne zu thun im Stande sei. Oft sah man ihn, langsam und gebeugt, mit dem Cardinal von Mazarin in den Sälen seines Palastes auf und abgehen und ihm diejenigen Grundsätze wiederholen, nach denen er die Herrschaft gehandhabt hatte. „Das Geheimniß ist die Seele der Staatsregierung. Man muß sich stets auf größere Hindernisse vorbereiten, als sich voraussehen lassen; niemals eine Sache leicht nehmen und an nichts verzweifeln; nie unentschlossen sein; nichts unversucht lassen; niemals sein Wort brechen; sich um Alles bis zu dem Geringsten herab bekümmern. Man muß seine Vertrauten nicht unter den Großen wählen; verhindern, daß die Schuldigen durch ihr Verbrechen gewinnen; nie die Rückkehr zur Pflicht belohnen; keine Gefahr scheuen; weder Tyrannei noch Nachsicht, sondern Gerechtigkeit walten lassen."

Den König sah er selten; er hatte ihm schon seit längerer Zeit den Cardinal Mazarin zu seinem Nach-

folger empfohlen; dieser verließ ihn fast nie und machte, wo es nöthig war, den beständigen Vermittler zwischen den Höfen des Palais Cardinal und St. Germain's. Anna von Oestreich, seit der Geburt des Dauphins von Richelieu wenig angefochten, aber auch wenig berücksichtigt, hatte ihn in letzter Zeit mehrmals besucht; er hatte sie aber nicht sehen wollen, sich mit der Laune des Kranken entschuldigt und ihr sagen lassen, daß er sie vor seinem Ende noch einmal sprechen und sie benachrichtigen würde, wenn die Zeit gekommen sei. An dem Tage, wo Ludwig XIII. jene obenerwähnte Akte zu ihren Gunsten unterzeichnete, fühlte er sich ausnehmend krank; lebhafter denn je kam ihm der Gedanke an den Tod, und er sandte zu ihr hinüber. Anna kam, in einer schwarzen Karosse, ganz allein, bleich und thränenlos; aber die blauen ringförmigen Schatten um die Augen, die stumme und blasse Lippe sprachen mehr, als Thränen oder Wort; und Richelieu verstand es, und es that ihm weh, und seine Augen wurden mild und sanft wie ehemals, zum ersten Male seit Jahren. Allein mit seinem treuen Schreiber Charpentier, dem er eben die letzten Worte seines Testaments diktirte, lag er in einem Armstuhl an einem mit Papieren ganz bedeckten Tisch, in der von ihm so geliebten Galerie des

illustres, wo unter den Bildnissen berühmter Todten auch sein eigenes, nach vielem Sträuben seinerseits gemaltes, hing. Als er die Königin erblickte, befahl er Charpentier ihn zu verlassen, richtete sich ein wenig auf und sagte:

„Ich kann Ew. Majestät nicht entgegengehen, aber mein Herz ist dieser Stunde schon längst entgegengeeilt; ich bitte Ew. Majestät sich niederzulassen.“

„Und immer dieselbe ruhelose Thätigkeit!“ murmelte Anna, einen Sessel nehmend und ihre Blicke auf das kranke Gesicht des Ministers heftend — „Ew. Eminenz tödten sich, um den Namen eines Märtyrers zu verdienen und fragen nicht, was darnach aus uns werden soll.“

„Ich frage darnach! — Ew. Majestät werden sehen, daß ich daran dachte!“ erwiderte Richelieu mit schwacher Stimme. „Was mich betrifft — non dormit qui custodit!“ — und er deutete auf die Unterschrift des ihm gegenüber hängenden Bildnisses des Cardinals von Amboise. „Ich habe gearbeitet mein Leben lang und nicht viel Zeit mehr zur Vollendung dessen, was ich begann; bald — bald genug werde ich sein wie diese Alle, die mich umgeben, und denen kein besseres Loos zu Theil ward, als mir, und die erröthend mein Bild unter den ihrigen dulden



müßten, wenn ich nicht bis an's Ende arbeiten wollte, wie sie es gethan. „Grandia cui tot facta vides tollatur imago, dices haec non sunt unius acta viri!“ — das hat der Philipp von Champaigne auf Mazarin's Geheiß heimlich unter mein Bildniß geschrieben, während sie draußen mich schmähen und mein Andenken verwünschen! Ach! ich verdiene weder das Eine, noch das Andere; aber ich weiß, daß ich nicht umsonst lebte, und ich wollte — ich wollte, Du wüßtest es auch! Ich wollte, Du ließest mir Gerechtigkeit widerfahren, ehe ich sterbe. Ich habe einen harten Stand gehabt. Ich liebte Frankreich, und Frankreich lohnte mir mit Haß; es sah nur die bluträufelnde Wolke, die meine Hand über seinem Horizonte heraufbeschwor; es sah nur das schwarzbehangene Schaffot, auf dem seine großen Rebellen sanken, und wußte nicht, daß ich geboren war, den Trauerflor über die alte Versunkenheit zu werfen und einen neuen Tag heraufzuführen. Ich liebte Frankreich, wenn ich es geißelte. Ich hätte es beherrschen können, ohne seine Krebsschäden auszubrennen; dann würde meine Zeit mich gesegnet haben. Ich habe es neu gestaltet, und man verflucht mich und begreift mich nicht. Mein Wachen, meine Demüthigungen, meine Schmerzen kennt man nicht. Daß ich geknechtet

gewesen bin, trotz meiner Macht, unter den Willen des schwachen und grausamen Königs, Deines Mannes — daß ich Nächte verbracht, um von ihm die Lossprechung eines Verurtheilten, die Begnadigung einer eroberten Stadt, die Erlassung einer Steuer zu erlangen, — man weiß es nicht. Daß ich mein eignes Leben wagte jeden Tag — wie und weßhalb — und wie es sich zugetragen hat, daß ich am Ruder blieb — man weiß es nicht!! Sie werden schmähen und mein Andenken verfluchen, wenn ich todt sein werde, aber wenn einst der Friede geschlossen ist, dann wird sich zeigen, was ich für Frankreich that; der Friede wird die erste Glorie über mein Grab werfen! — Genug davon! Ew. Majestät sehen mich krank; in wenig Tagen bin ich todt; Ihnen und meinem Freunde Mazarin übertrage ich die Verwaltung Frankreichs — mein Vermächtniß an die Zukunft — an die Geschichte! Ihnen — denn der König wird sterben! — Ihnen allein will ich es anvertrauen. Uebernehmen Sie es getrost! Ich that das Schwerste — ich — die neue Gottesgeißel, die Luft und Erde reinigte und Gutes und Böses schied mit Zorn und Gewalt! Euch blieb der schönere Theil der Aufgabe: den Boden, den ich jätete und pflügte, zu bepflanzen — die Völker, die ich richtete, zu beglücken, und



wenn Ihr beginnen werdet, wo ich aufhörte, so werdet Ihr mich ganz verstehen und mir verzeihen! Hier ist die königliche Akte, welche Dir die Macht verleiht — hier ist sie — — Gieb mir Deine Hand, Anna! — einst liebte ich diese Hand! Versprich mir, was ich Dich bitte! Laß es die Völker fühlen, daß ich meine Macht in die Hand legte, die ich liebte, und zeige durch Deine Achtung für das, was ich Dir hinterlasse, daß wir nicht ohne Vergebung — nicht ohne Rührung schieden! — Um unserer Vergangenheit willen, ehre meinen letzten Willen! Ich gebe meine ganze Zukunft, so weit sie noch auf der Erde ist, in Deine Hände — — laß nicht die letzte Handlung meines Lebens einen Irrthum sein! —“

Er schwieg. Die Königin schluchzte laut. Sie beugte sich über die gelähmte Hand ihres einstigen Geliebten und küßte sie. In seiner rechten Seite fühlte er so schreckliche Schmerzen, daß er mehrmals zu ersticken glaubte. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Ich glaube, daß ich sehr krank bin; ich werde mich zur Ruhe bringen lassen; ich habe Ew. Majestät nur noch wenige Worte zu sagen, die sich auf einige Personen beziehen, denen ich während meines Lebens nicht gerecht geworden bin; ich möchte die Erfüllung

ihres Geschickes gleichfalls in Ihre Hände legen. Da ist diese arme Stephanie, die um meinetwillen an Ihnen zur Verrätherin ward; aber bedenken Ew. Majestät, daß sie Unsägliches litt und nichts verrieth, als ein Geheimniß, welches Ihnen Schande und Ihren Freunden Tod gebracht, und Frankreich in's Elend gestürzt haben würde. Einsam und freudlos lebt sie mit ihrem jungen Adoptivsohn auf ihrem Schlosse Beauchamp; Reue über ihren Verrath verzehrt sie, wie es scheint, noch immer; lassen Ew. Majestät sich erweichen, ihr zu verzeihen, und es ihr durch einen Brief — einen Besuch — oder sonst ein Zeichen kund zu thun; ihr Herz war treu, und indem sie Sie verrieth, diente sie Ihnen. Versprechen Ew. Majestät mir ferner, dem als Duellanten verurtheilten Chevalier von Broc, ihrem Bruder, der meinen armen Joseph vergiftet hat und der trotz allen meinen Nachstellungen in's Ausland entkommen ist, falls er sich jemals blicken lassen sollte, zu ergreifen und lebenslänglich in den finstersten Kerker Frankreichs zu vergraben. Ich würde Sie bitten, ihn zu tödten; aber ich möchte den Namen seiner Schwester nicht auf's Schaffot schleppen. Und nun seien Ew. Majestät dem Himmel befohlen! Beten Sie für mich — und nun — gehen Sie, Anna! Gehen

Sie — leben Sie glücklich — — lassen Sie mich nicht weinen! Ich möchte sterben, wie es einem Manne ziemt."

Er barg das Gesicht in die Seitenpolster seines Armstuhls und deutete durch ein wiederholtes abwehrendes Zeichen an, daß er sich nicht wieder aufrichten werde. Anna stürzte zu seinen Füßen und flehte ihn um Vergebung an. Da rann eine Thräne über ihre Stirn. „Laß meinen Sohn Dir theuer sein, wenn auch Dein Schicksal Dich immer von ihm scheidet; ich verlasse ihn, ohne zu wissen, ob Gott ihm den Geist verlieh, der ihn auch ohne fremde Hülfe durch's Leben führen mag!" — Anna bejahte durch ein Zeichen. Mehrmals rief sie mit lauter Stimme: „Erbarme dich meiner, mein Gott!" Dann wankte sie hinaus, ohne sich dessen im Augenblick recht deutlich bewußt zu sein. Mehrmals murmelte sie: „Er wird hinweggehen, o mein Gott! ich werde ihn nicht wiedersehen!" Der Cardinal aber, sobald sie hinaus war, ließ sich in sein Schlafzimmer tragen und in's Bett legen. Er hatte Fieber und einen verstärkten Anfall von Seitenstechen und Brustbeklemmung, und obschon ohne große Hoffnung, überließ er sich den Aerzten, welche, gleichfalls hoffnungslos, dennoch thaten, was ihre Kunst vermochte.

Zwei Tage lang dauerte der letzte Kampf des erlöschenden Lebens. Umgeben von seiner Familie, seinen Freunden und seinen weinenden Dienern, verlangte er in Bezug auf seinen Zustand die Wahrheit zu wissen, und Cytoir wagte endlich, ihm zu gestehen, daß er in wenigen Stunden völlig geheilt oder todt sein werde. „Das heiße ich reden!" erwiderte der Cardinal; „mein guter Cytoir weiß, daß ich nicht in meinen letzten Stunden anfangen werde, zu zittern, weder vor dem Tode, noch vor dem jüngsten Gericht. Denn ich sterbe mit dem Bewußtsein, den König nie verrathen, seinen Staaten eine hohe Stellung gegeben und alle seine Feinde vernichtet zu haben; und ich weiß, daß Gott barmherzig ist." Nachdem er dies gesagt, empfing er die letzte Oelung, beichtete, segnete auf ihre Bitten seine Diener und Freunde, sprach über alle seine Feinde aus freiem Willen Vergebung aus und nahm mit vollem Bewußtsein Abschied von Allen, die zugegen waren. Dann äußerte er den Wunsch, den König noch einmal zu sehen. Mazarin, der, gleich Chavigny, dem Bischof von Auxerre und der Herzogin von Aiguillon, außer sich vor Schmerz, weinte und wehklagte, fand doch Geistesanwesenheit genug, um den letzten Wunsch des Sterbenden zu erfüllen und in's Louvre zu schicken. Aber Ludwig

XIII. kam zu spät. Als er in's Zimmer trat, lag der Cardinal bereits seit mehreren Minuten unbeweglich. Die Sprache hatte er schon eine Viertelstunde zuvor verloren; auf eine Frage konnte er nicht mehr antworten. Man nahm endlich eine Wachskerze und leuchtete über sein Gesicht; er war todt. Sanft und ohne einen Laut des Schmerzes war er verschieden. Zitternd, mit gesenkten Augen verkündete Eytoir dem Monarchen die Trauerzeitung, die Frankreich verwais't in seinen schwachen Händen ließ und eine Welt in Aufregung versetzen sollte. Aber Ludwig XIII. war kalt — so kalt, daß selbst seine eigene Hülflosigkeit ihn gleichgültig ließ. Er beugte sich über die Leiche, sah sie an und sagte gelassen zu dem Bischof von Auxerre: „Da ist ein großer Politiker gestorben."

Das Testament des Cardinals, eins der schönsten Zeugnisse seiner schönen Menschlichkeit, gab gewissenhaft in die Hände des Königs fast Alles zurück, was er an zeitlichen Gütern der Gunst desselben verdankte. Was seinen Verwandten zufiel, erklärte er als ihr Eigenthum nur unter der Bedingung, daß sie dem Könige die Treue bewahren würden. Keinen seiner Diener noch Freunde hatte er vergessen. Die Dankbarkeit des sterbenden Cardinals reichte bis in seine früheste Jugend hinauf. Ein auffallend bedeutendes

Legat war dem Pater Valmar von Gaugain bestimmt; die Vollstrecker des Testaments ließen es, wie alles Uebrige, unangetastet.

So endete der Cardinal von Richelieu — vielleicht der größte Staatsmann, den je die Welt gesehen, im Jahr der Gnade 1642, in einem Alter von sechs und fünfzig Jahren, aufgerieben durch seine Thätigkeit — aufgerieben durch den Fluch, der auf der Größe ruht — aufgerieben endlich, weil seine Mission beendet war, und das Jahrhundert, um seine Wunden zu heilen, sanfter Hände und milderer Gedanken bedurfte, als wie sie aus der verbitterten Seele des alternden Ministers hervorgehen konnten. Von Glanz und Ruhm umringt, starb er, wie er gelebt — ungebeugt — unerschüttert; auf dem Gipfel seiner Macht, noch zu Grabe geleitet von dem Siegesdonner der Kanonen von Rocroy — ein vollendetes Werk — einer der ausgedachten Gedanken des schaffenden Weltgeistes. Was Schmeichelei und Verleumdung gethan, um ihn zu erheben und herabzureißen — spurlos ist es an seinem Leben, wie an seinem Andenken vorübergegangen. Was er gethan, hat bis auf die Jetztzeit fortgewirkt, ob auch anders, wie er es selbst gedacht. Was er gewollt, hat er erreicht; sein Zeitalter hat ihn zitternd bewundert; und seit



die Idee der Gleichheit, welcher er unbewußt durch sein System die erste Bahn brach, die Gemüther zu ergreifen und der Gesellschaft ihren Stempel aufzudrücken beginnt, wirft auch die Geschichte, deren Unparteilichkeit leider immer mehrere Jahrhunderte auf sich warten läßt, auf seinen Sarg ihre späten, aber unverwelklichen Kronen.

Ende.

Druck von Julius Köhler in Görlitz.